



Information

1 Februar 2004

Indien

- 4 Im Glauben der Diskriminierung trotzen
- 6 Mit Orgel und Taktstock unterwegs
- 8 Aus dem Schattendasein ins Rampenlicht

Nepal

- 10 Gegen die alltägliche Angst

Sambia

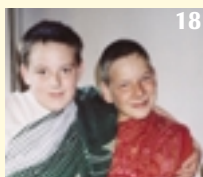
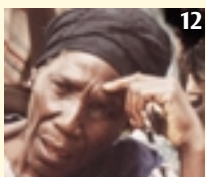
- 12 Wie den Frauen von Sakonseka das Geld in die Taschen kam
- 14 Stein auf Stein

Deutschland

- 16 Begegnungen im »Grenzland«
- 18 »Dann hat Glaube ja richtig mit dem Leben zu tun«
- 20 »Mit offenen Armen empfangen«
- 22 Kunst aus Katzenfutterdosen
- 24 Verlässliche Partner in schwierigen Zeiten
- 26 Zwischen grauen Wänden und bunten Fassaden
- 27 Mit neuen Impulsen zurück in die Heimat

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 28 Journal
- 30 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in unserer letzten Ausgabe konnten Sie es bereits in den »Kurznachrichten« lesen: Ich bin seit Dezember Öffentlichkeitsreferentin der Gossner Mission. In den zurückliegenden zwei Monaten ist mir vieles schon vertraut geworden, anderes dagegen ist auch heute noch ziemlich neu für mich. Das ist nicht verwunderlich, schließlich gilt es ganz unterschiedliche Themenfelder zu bearbeiten. Da sind die Projekte in Indien, Nepal und Sambia, da sind die Gesellschaftsbezogenen Dienste im eigenen Land und darüber hinaus – und da sind natürlich die Gemeinden und Freundeskreise, die unsere Arbeit unterstützen und die ich gerne nach und nach kennen lernen möchte.

Wichtig ist mir, dass wir in unserer »Information« einen interessanten und fesselnden Einblick in unsere Arbeit geben, dass theologische und gesellschaftspolitische Fragen darin ebenso beleuchtet werden wie kleine Geschichten am Rande, und dass sich auch unsere Unterstützerkreise regelmäßig darin wiederfinden. So bleiben Sie, liebe Leserinnen und Leser, immer auf dem laufenden. Und wenn Sie Kritik, Fragen oder Anregungen haben, dann bitte, geben Sie sie an mich weiter.

In unserer neuen Ausgabe berichten wir ganz aktuell aus Indien und Nepal. Natürlich gibt es auch Neues aus Sambia, und in Deutschland blicken wir in unserer kleinen Serie wieder auf die Geschichte der Gossner Mission in der DDR zurück. Nicht zu vergessen natürlich: die Aktionen in unseren Freundeskreisen.

Herzlichst,
Jutta Klimmt und das Team
der Gossner Mission
(Klimmt.gossner@web.de)



Spenden bis 31.12.2003: 314.666 EUR
Spendenansatz für 2003: 300.000 EUR

Jesus Christus spricht: Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.

Der erste Teil des Satzes, der uns durch das Jahr 2004 begleiten soll, spricht eine Binsenweisheit aus, er spricht von der Vergänglichkeit der Welt, in der wir leben. Menschen altern, wir verlieren sie an den Tod. Dinge veralten, sie kommen aus der Mode. Ideen werden überholt, Worte verhallen, Werte verdämmern, so erfahren wir vielfältig unsere Vergänglichkeit.

In Krisenzeiten verdichtet sich diese Erfahrung zu Visionen vom Ende der Welt. So waren auch die ersten Christen umgeben von der Weltuntergangsstimmung ihrer Zeit: Von Naturkatastrophen ist da zu lesen, von Krieg und Kriegsgeschrei, von Verrat und Bespitzelung Andersdenkender, von dem Riss, der durch Familien gehen kann, von Flucht und Vertreibung, die vor allem die Schwachen, Schwangeren und Mütter mit ihren Säuglingen trifft. Aber das alles soll nicht das letzte Wort haben.

Denn nun kommt der zweite Teil des Satzes in den Blick, und der ist alles andere als eine Binsenweisheit: »Meine Worte aber werden nicht vergehen,« das sagt Jesus, der Rabbi, der Lehrer, der mit seinen Worten die Menschen anrührte wie kein anderer. In diesen Worten ist ein ungeheurer *Anspruch* enthalten. Die christliche Gemeinde hat von Anfang an über das Geheimnis der Sendung Jesu nachgedacht, und sie be-

kannte: Er ist der Ankündiger eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Denn in ihm kam der menschliche, der Mensch gewordene Gott in unser Leben, nahm unser Werden und Vergehen auf sich in Krippe und Kreuz. »Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns« (Joh 1,14). Gott selbst hat sich in Jesus Christus auf unser Leben eingelassen; deshalb haben seine Worte mitten im Werden und Vergehen Bestand.

Hier wird schon erkennbar, dass die Worte Jesu auch *Widerspruch* auslösen. Weil Jesus der Liebe den Vorrang vor der Macht gab, musste sein Wort, wo es klar und eindeutig verkündigt wurde, immer auch den jeweiligen Machthabern hart in den Ohren klingen, gleichviel ob es kirchliche oder politische Autoritäten waren. In diesem Geist formulierten die Väter von Barmen 1934 (vor 70 Jahren!) in der Barmer Theologischen Erklärung: »Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären.« Das bedeutete damals ein Nein zu dem Totalanspruch des Nationalsozialismus. An dieser Erklärung hat auch die Kirche in der DDR ihr Zeugnis ausgerichtet. Aber auch heute werden die Worte Jesu zur kritischen Instanz gegenüber allem Unmenschlichen, Todbringenden und Leben Gefährdenden.

Die Worte Jesu sind jedoch vor allem *Zuspruch* für uns. Noch kennen wir nicht die Herausforderungen, vor die uns das neue Jahr stellen wird. Aber diese Jahreslosung kann uns helfen, sie zu bestehen: Wir werden Angst haben vor der Zukunft, Angst vor den Schrecken neuer Kriege und Katastrophen, uns sorgen um liebe Menschen, aber er wird bei uns sein, im Lachen wie im Weinen, in aller Vergänglichkeit: Die Parolen der Herrschenden werden vergehen wie der Schnee von gestern, das haben wir schon mehrfach erfahren, aber die guten Worte Jesu bleiben, sie gehen mit uns, so dass wir uns in ihnen bergen können, selbst wenn es ganz dunkel um uns wird. Und weil wir wissen, dass Gott uns gut ist und uns hindurchträgt mit seiner Liebe, werden wir auch Ausschau halten nach Zeichen der Hoffnung und Wegen aus der Gefahr, solange diese Welt noch besteht, die uns anvertraut ist zu treuen Händen. »Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen.«



Dr. Günter Krusche,
Vorsitzender des Kuratoriums
der Gossner Mission

Im Glauben der Diskriminierung trotzen

In der Skala menschlicher Würde und Wertschätzung sind sie ganz weit unten eingestuft: die Mitglieder der Gossner Kirche in Indien. Meist stammen sie aus einfachen Bauernfamilien, aus ganz ärmlichen Verhältnissen. Doch aus ihrem Glauben schöpfen sie Kraft und Selbstbewusstsein. Das spüren auch Besucher, die zum ersten Mal in Indien sind. Wie Superintendent Dieter Lorenz, der nach einer dreiwöchigen Konsultationsreise zur Gossner Kirche seine Eindrücke festgehalten hat.

Schwitzende Rikschafahrer mit unglaublichen Lasten bahnen sich einen Weg durch den chaotisch anmutenden Stadtverkehr, begleitet von einem permanenten Hupkonzert der Motorrikschas, Motorräder, Autos, Lastwagen und Busse. Dazwischen Heerscharen von Fußgängern, die mitten über die

Für Mitteleuropäer faszinierend und verwirrend ist das Leben auf den indischen Straßen. In all dem Gewühl und Gewimmel bieten Imbissstände warme Speisen an.

Kreuzung spazieren, als gäbe es das Verkehrsgewühl um sie herum gar nicht. Kühe überqueren mit stoischer Gelassenheit die Straße. Ein Verkehrspolizist scheint wild gestikulierend das Chaos eher noch zu vergrößern. Am Straßenrand hocken Frauen, die kleinste Mengen Gemüse und Obst anbieten, und den ganzen Tag den Abgasen des Straßenverkehrs ausgesetzt sind. Arbeitslose stehen mit Hacken und Schaufeln in Schlangen an der Kreuzung, in der Hoffnung, wenigstens für einen Tag oder ein paar Stunden als Lohnarbeiter angeheuert zu werden. Menschen mit ausgezehrt

pern neben gut genährten, elegant gekleideten anderen. Bunte Farbenvielfalt der Stoffe, Marktstände, riesige Werbeplakate, die eine heile, sorglose Welt vorgaukeln ...

Ersteindrücke in Ranchi, der Hauptstadt von Jharkhand, die mich (durchaus auslandserfahren) verwirren und die die tägliche Kulisse unserer Fahrten vom Hotel zum Tagungszentrum der GELC (Gossner Evangelical Lutheran Church) darstellen. Faszinierend und irritierend zugleich: pulsierende Lebensfülle einerseits und bedrückende Vielfalt und Enge andererseits; stolze, schöne Gesichter und zugleich Augen, die die Mühsal und den täglichen Kampf ums Überleben verraten; ethnische und religiöse Vielfalt und zugleich Diskriminierung, Ausgrenzung und fanatische Intoleranz.

Mitten in dieser Welt voller Widersprüche und Herausforderungen die kleine Minderheit der Christinnen und Christen der GELC. Was können sie dieser indischen Gesellschaft bedeuten – hier in der Stadt Ranchi und überall dort, wo sie in den fünf Diözesen als Gemeinden leben und sich versam-



meln? Ich kann das nach knapp drei Wochen Aufenthalt in Jharkhand nur ahnen und sicherlich auch nur ganz unzureichend zu beschreiben versuchen.

Da ist zum einen die spirituelle Kraft der Gemeinden der GELC. Die meisten Mitglieder der GELC leben in den Dörfern außerhalb der Großstädte, sind einfache Bauernfamilien. In den oft kärglichen Lebensverhältnissen und zumeist der Volksgruppe der Adivasi zugehörig, die im indischen Kontext in der Skala menschlicher Würde und Wertschätzung gesellschaftlich und religiös als ganz unten eingestuft und weithin auch in ihren Lebensrechten beschnitten sind, entfaltet der christliche Glaube eine große Kraft. Was vor den Menschen oft nichts gilt, erfährt vor Gott Würde und Achtung. Von der Freude über diese Wertschätzung durch Gott zeugen die Gottesdienste und die festlichen Zusammenkünfte in den Gemeinden. Dieses im Christusglauben begründete Selbstbewusstsein macht die Einzelnen wie die Gemeinden stark und gibt ihnen eine beachtliche Ausstrahlung.

Vor diesem Hintergrund bekommt die so genannte Adivasi-Theologie am Theologischen Seminar in Ranchi und unter führenden Persönlichkeiten der GELC immer klarere Konturen. Es ist eine Art Befreiungstheologie, wie wir sie aus dem lateinamerikanischen Kontext kennen, hier nun auf die ganz eigene Geschichte, Kultur und Tradition im indischen Kontext bezogen. Nach meinem Eindruck sind es erst Anfänge,

aber der Wille, sich um des Evangeliums willen politisch und gesellschaftlich einzumischen und der Diskriminierung öffentlich zu widerstehen, ist deutlich zu spüren.

Und dann ist da sehr klar und eindrücklich ein ganzheitliches Verständnis des christlichen Glaubens wahrzunehmen. Spiritualität, wenn sie nicht zur bloßen Innerlichkeit verkommen will, umfasst alle Lebensbezüge: die Frömmigkeit in Gottesdiensten und Gemeindegottesdiensten ebenso wie das Leben im Dorf und die Arbeit auf den Feldern, schulische und handwerkliche Aus- und Fortbildung, Verbesserung und Intensivierung landwirtschaftlicher Methoden und das Eintreten für eine gerechte und alle Menschen gleich behandelnde Rechtsausübung des Staates und der Gerichtsbarkeiten. Die Projekte, die wir besuchen konnten, waren gute Beispiele solchen ganzheitlichen Evangeliumsverständnisses.

Das alles kann nur gelingen und auf Dauer Früchte tragen, wenn die Christinnen und Christen zu großer Einmütigkeit zusammen finden und zusammen stehen. Innere Zerwürfnisse und Spaltungen, die leider auch vorhanden sind, bedürfen aller Anstrengung, damit Heilung geschehen kann und das Evangelium in der Öffentlichkeit nicht verdunkelt wird. Man kann nur hoffen, dass die Konsultationen zu diesem Zweck ihre Früchte tragen werden.

Ein hoffnungsvoller Schritt für mehr Gemeinsamkeit war die Konsultation mit der Nachbarkirche, der JELC (Jeypore

Evangelical Lutheran Church). In sehr freundschaftlicher, offener Atmosphäre wurden Stärken und Schwächen benannt, entstand geistliche Gemeinschaft und wurde der Wille ge-

Begeisterte die Besucher beim Missionsfest in Ranchi: der Jugendchor.



boren, enger zusammenzurücken, um voneinander zu lernen und miteinander Zukunft zu gestalten. Konkrete Schritte wurden für die nächste Zeit beschlossen.

Es gäbe sicher auch manches kritisch anzumerken wie etwa die doch relativ konservative Grundhaltung im Blick auf gottesdienstliches Handeln oder die manchmal nicht sehr stabil wirkende Führungskompetenz der Kirchenleitung. Aber die Hoffnungszeichen sind stärker und geben Mut und Zuversicht im Blick auf die Zukunft dieser Gossner Kirche in Indien.

Dieter Lorenz,
lutherischer Superintendent in Lippe

Mit Orgel und Taktstock unterwegs

Was macht ein Kantor aus dem Ruppiner Land in Indien? Nun, er gibt Flöten- und Keyboardunterricht, was sonst! Trotzdem ist in dem fernen Land natürlich einiges ganz anders als daheim. Das musste Kantor Hartmut Grosch, der im Auftrag der Gossner Mission zurzeit in Indien weilt, schon bei der Ankunft am Flughafen feststellen ...

Es war ein spontaner Entschluss, aber der zog turbulente Wochen und Monate nach sich. Anfang Januar dann konnte der Rheinsberger Kantor nach Indien starten, wo er nun drei Monate lang christliche Schüler, Pfarrer und Gemeinden im Singen, Musizieren und in Liturgik unterrichtet.

Zustande kam der Kontakt im vergangenen Jahr, als mehrere Delegationen der indischen Gossner Kirche den Kirchenkreis Wittstock/Ruppiner besuchten. So weilte auch eine Frauendelegation in Rheinsberg. Auf ihrem Programm stand neben dem Gemeindeabend eine Kirchenführung mit Orgelkonzert, und als die Besucherinnen dann auch noch erlebten, wie Kantor Grosch mehrere Lektoren liturgisch weiterbildete, da stand für sie fest: »So etwas könnten unsere Pfarrer auch mal gebrauchen.« Grosch seinerseits war begeistert von der Spontaneität der Inderinnen, die einen Bhajangesang in der Kirche anstimmten.

Weitere Kontakte folgten, und im Frühjahr 2003 kam die Einladung nach Indien. Kirchenkreis und Gemeinde gaben ihre Zustimmung, die Finanzierung wurde gemeinsam mit der Gossner Mission geregelt, und so stand einer Reise nichts

mehr im Wege. Allerdings:

»Wenn man in der Schule nie Englisch gelernt hat, dann ist die Sache nicht so einfach«, lächelt Grosch.

Freilich ließ er sich davon nicht schrecken. Er besuchte einen 14-tägigen Crashkurs, packte seine Siebensachen, darunter eine kleine Reiseorgel und eine Digitalkamera, und stellte eine Liederliste sowie verschiedene Liturgieeinheiten zusammen. Bei alledem sollte seine Arbeit in der Gemeinde - die Chor- und Posaunenproben, die Advents- und Weihnachtsvorbereitungen - nicht leiden. Wie gesagt, turbulente Wochen ...

Einreise mit Hindernissen

Anfang des Jahres startete der Rheinsberger gen Indien. »Und dort klappte gleich am Flughafen in Delhi das Abholen nicht, dafür machte sich die Zollbehörde einen Spaß mit mir, indem sie mich mindestens 15 Mal in der Flughafenhalle ausrufen ließ«, erinnert sich Grosch. Nach dem ersten Schreck reagierte er schnell, marschierte zum Zoll, schenkte den Beamten eine Schachtel Zigaretten und meinte, damit sei die Sache erledigt. Aber eine halbe Stunde später begann das Ausrufen erneut ... Die Angelegenheit endete schließlich mit einer ge-

meinsamen Tasse Kaffee mit dem Kommandanten und einem Eintrag Groschs ins Gästebuch des Flughafens.

In Ranchi, wo der Kantor am Theologischen College und an anderen christlichen Lehranstalten unterrichten sollte, wurde er von Ursula Hecker von der Gossner Mission abgeholt, und seitdem kann er sich auf das Ehepaar Hecker voll verlassen. »Das bedeutet natürlich für sie viel zusätzliche Arbeit, aber dank ihrer Herzlichkeit fühle ich mich hier beinahe wie zu Hause«, betont Grosch. Gemeinsam erstellten die drei einige Liedblätter für die Studenten am College, einen Teil hatte Pfarrer Hecker auch schon zuvor im Unterricht singen lassen. 40 Interessenten meldeten sich für den Keyboard- und elf für den Flötenunterricht. »Der Unterricht läuft gut, mittlerweile nehmen wohl mehr als 50 Schüler – Kinder, Jugendliche und Erwachsene – am Keyboardunterricht teil.«

Unbefangen im Gottesdienst

Für Hartmut Grosch allerdings stand bereits das nächste »Abenteuer« auf dem Programm: eine Woche in Govindpur. Singen und Liturgik für Pracharakstudenten sowie Flöten- und Keyboardunterricht im Hostel



der Mädchenoberschule. »Eine große Hilfe war hier Dr. Bage, der mit seinen mehr als 80 Jahren mir zur Seite stand und immer Sinn für Humor bewies«, erzählt Grosch.

Dr. Bage half auch mit, den Sonntagsgottesdienst vorzubereiten, der in Mundarische gehalten wurde: »Ein Herzerfrischender Gottesdienst mit Bhajans, mit Trommeln und Rhythmuschellen«, freut sich Grosch, wenn er auch kritisch anmerkt, dass »manches noch mit der Stimmgabel geübt werden müsste. Aber über solche und andere Fragen sind Gespräche schon in Gang gekommen.« In Govindpur jedenfalls sei man unbefangener als in Ranchi, wo der Gottesdienst ganz nach alter Tradition gefeiert werde. »Zum Schluss des Gottesdienstes in Govindpur wurden herzliche Grüße ausgetauscht, und

Mit Keyboards und einer Reihe Flöten im Gepäck kam Kantor Hartmut Grosch in Indien an. Seit gut sechs Wochen gibt er jetzt Unterricht in verschiedenen christlichen Gemeinden.

ich spielte auf dem Keyboard als klingenden Gruß noch ein Orgelstück von Buxtehude, in dessen fröhlichem Dreierhythmus sich die meisten Besucher mitwiegen.«

Kein Wunder, dass es nach dem einwöchigen Aufenthalt im Hostel ein zu Herzen gehendes Abschiedszeremoniell für den Kantor gab, mit Dank, Geschenk, Abschiedslied und gemeinsamem Abendessen. »Auch soll ich viele Grüße an die Kinder und die Gemeinde in Rheinsberg mitnehmen.«

Für die weitere Arbeit konnte Grosch ein Keyboard und mehrere Flöten als Geschenk des Kirchenkreises Wittstock in

Govindpur zurücklassen, auch für Ranchi hat er solche Geschenke im Gepäck.

Zurzeit arbeitet der Kantor also wieder in Ranchi, Ende Februar aber steht eine Reise nach Kunti an. Die Gemeinde dort hat um ein Unterrichtsprogramm mit Liturgie, Singen und Instrumentalspiel gebeten. Auch Pfarrer und Pracharaks werden daran teilnehmen. Und im März geht 's voraussichtlich über Kalkutta nach Assam und Tezpur. Es bleibt also spannend bis zum Schluss – und weiterhin ganz schön turbulent für den Rheinsberger Kantor.

Jutta Klimmt

Aus dem Schattendasein ins Rampenlicht

Ursula und Dieter Hecker, Mitarbeiter am Gossner Theologischen College in Ranchi, nahmen am Weltsozialforum im Januar in Mumbai teil. Die beiden schildern ihre Eindrücke.

Wir hatten die Gelegenheit, als Delegierte am World Social Forum (WSF) in Mumbai teilzunehmen. Und weil wir davon ausgingen, dass die Adivasi von Jharkhand nur sehr schwach vertreten sein würden, sagten wir gerne zu. In den letzten Tagen vor dem Beginn erfuhren wir allerdings, dass Jharkhand sicher gut vertreten sein würde, so dass wir uns nicht ganz einsam und verloren vorkommen würden.

Am Eröffnungsabend ging es etwas schleppend los. Aber das Podium war natürlich sehr gut besetzt. Neben einigen alten Kämpfern der Unabhängigkeitsbewegung in Indien wie die 90-jährige Lakshmi Seghal hielten Arundhati Roy als Referentin, der englische Labour Abgeordnete Jeremy Corbyn und die Nobelpreisträgerin Shirin Ebadi aus dem Iran eindrucksvolle Reden

zu dem Gesamt-Thema: »Eine andere Welt ist möglich.« Es gab einen allgemeinen Grundkonsens gegen den in Davos stattfindenden Weltwirtschaftsgipfel, der sich durch alle Veranstaltungen hindurchzog: Gegen neoliberale Globalisierung im kapitalistischen Sinne, gegen Privatisierung der öffentlichen Dienste, gegen Großprojekte zu Lasten der Landbevölkerung und indigenen Völker und natürlich gegen jede Form von militärischer Gewaltaktion wie im Irak und der Unterdrückung von nationalen Minderheiten (wie der Tibeter und indigener Gruppen in Indien).

Das ganze Forum erinnerte an einen internationalen politischen Kirchentag, mit Großveranstaltungen, Vorträgen und Themen in Hallen und unzähligen Seminaren und Podiumsdiskussionen in über 100 eigens dafür aufgebauten Zelten.

Die Zahlen sind beeindruckend. Die indische Presse meldete: etwa 100.000 Delegierte, 70.000 aus Indien und 30.000 aus 152 Staaten, die etwa 300 soziale und politische Bewegungen repräsentierten. 3000 Medienvertreter waren registriert, und etwa 1200 Foren und Seminare wurden angeboten. Doch die Unterschiede waren gewaltig.

Benachteiligte im Mittelpunkt

Die indischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit ihren Gruppen und Themen beherrschten ganz eindeutig das Forum. Dalits und Adivasi aus ganz Indien waren zu Tausenden gekommen mit ihren Musik- und Tanzgruppen, mit ihrem Straßentheater und anderen politischen Aktionen, nicht immer nur Ethno-Kultur, sondern auch ganz handfester Agit-Prop-Stil



beherrschte das Gelände. Das hielt die ganze Woche über durch, und dies waren sehr eindrückliche Erfahrungen, ganz abgesehen von allen Reden und Seminaren, die oftmals aber eher eine Nebenrolle zu spielen schienen. Die Gruppen von Dalits und Adivasi und die Aktionsgruppen gegen Kinderarbeit, für Straßenkinder, gegen Gewalt gegen Frauen, die sonst oft ein Schattendasein führen, standen plötzlich im Rampenlicht einer internationalen Öffentlichkeit. Sie wurden wahrgenommen als Menschen in Indien, die von der offiziellen Gesellschaft geschnitten oder missachtet werden. Das war für sie selbst schon eine wichtige Erfahrung. Sie erlebten: Wir sind nicht allein.

Aber auch für die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus dem Ausland war es ein Erlebnis, das man nur selten haben kann: Menschen von der Basis, Unterdrückte, deren Stimme und Kultur oft nicht gehört wird oder nur kanalisiert und vorgeführt bei Staatsfeiern, sie waren da mit einer Gewalt, die beeindruckte. Viele von ihnen waren sicher zum ersten Mal aus ihren Dörfern oder ihrer Nachbarschaft herausgekommen, waren eine solche Öffentlichkeit nicht gewohnt, bewegten sich aber doch sehr selbstverständlich mit ihren Liedern und Tänzen. Man spürte ihnen ab, wie sie damit ihren Beitrag zu dem Forum leisten wollten und gleichzeitig auf ihre Lage aufmerksam machen konnten.

Das war ganz eindeutig die Stärke des WSF, dass Menschen und Gruppen, die sich sonst nicht artikulieren und ihre Sor-

gen und Nöte, aber auch ihre Forderungen anbringen können, hier ein Forum fanden. Demgegenüber waren die Podiumsdiskussionen und Seminare eher im Hintergrund und brachten nicht so viel Neues für die Delegierten.

Dagegen waren die Seminare der Adivasi und Dalits meist gut besucht. Sie fanden wirklich eine Plattform für ihre Anliegen, hatten profilierte Referentinnen und Referenten aus den eigenen Reihen, und haben auch in der Presse Beachtung gefunden. Schade fanden wir, dass man es oft versäumte, sich mehr zu vernetzen, neue Partner zu finden. Meist liefen die Seminare auf eine Darlegung des eigenen, bekannten Standpunkts hinaus, dass die Adivasi eigentlich die Bedingungen einer »anderen Welt« erfüllten, wenn man ihnen nur ihre Kultur, ihr Sozial- und Wertesystem ließe und von ihnen lernen würde, ohne Gewalt gegen die Natur und andere Menschen zu leben. Der Schutz und die Respektierung dieser Rechte wurde nachdrücklich eingeklagt, was wohl selten zuvor auf einem so weltweiten Forum möglich war.

Starke kirchliche Präsenz

Die Beteiligung von kirchlichen Organisationen war in Mumbai erstaunlich groß. Unzählige Gruppen von Nonnen und katholischen Schwestern haben in ihrer Tracht das Bild bestimmt, häufig mit Baseball-Mützen ihrer Organisation über der Uniform. Aber auch die protestantische CASA (das Pendant des Diakonischen Werkes in Indien) war unübersehbar und unüber-

hörbar auf dem Gelände. Wenn man dann noch Brot für die Welt, den Ökumenischen Rat der Kirchen und den Lutherischen Weltbund mit dazu nimmt, kommt man auf eine ziemlich breite Palette kirchlicher Präsenz.

Und das Fazit? In der Presse wurde mit Recht nach dem politischen Ergebnis des WSF gefragt. Es gab keine Schlussresolution, und die Foren und Seminare waren so vielfältig, dass auch von da, außer der generellen Richtung gegen neoliberale Globalisierung, nicht viel abgelesen werden konnte. Die indische Regierung hat das gesamte Ereignis total ignoriert. Bei ihrem gegenwärtigen Bemühen, sich als moderne Wissenschafts- und Technologie-Nation zu etablieren, konnte ihr das ganze Unternehmen nur verdächtig oder peinlich vorkommen. Das zeigt, wie weit sich die jetzige indische Regierung von der eines Nehru oder auch der einer Indira Gandhi entfernt hat. Aber das WSF hat sich als Gegenpol zum Weltwirtschaftsgipfel etabliert. Es hat auch den Sprung von Porto Allegre in Brasilien, wo die ersten beiden Konferenzen stattfanden, nach Asien geschafft, wo Menschen der Region sich versammeln und ihren Widerstand gegen den weltweiten Trend einer neoliberalen Globalisierung mit seiner Bedrohung für die marginalisierten Gruppen kundtun konnten.

Dieter und Ursula Hecker

Gegen die alltägliche Angst

Das Nepal Bible Ashram (NBA) bei Kathmandu ist eine Bibelschule für junge Menschen aus den Dörfern Nepals. Die meisten der Studierenden haben keinerlei Schulabschluss, weil sie dazu in den oft weit abgelegenen Dörfern keine Möglichkeit haben. Sie werden von ihren Gemeinden ins Nepal Bible Ashram geschickt, weil sie dort »die Bibel lernen sollen«, um später in ihren Gemeinden das Gelernte weiterzugeben. Dorothea Friederici, die bis Dezember am NBA unterrichtete, erzählt.

Nepal erlebt zurzeit Bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen. Seit etwa sieben Jahren gibt es eine, anfänglich aus dem Untergrund agierende, inzwischen weitgehend öffentlich auftretende außerparlamentarische Opposition, die sich »Maoisten« nennt. Sie kämpft gegen die korrupte Regierung, gegen die Privilegien der Reichen und für mehr Gerechtigkeit und gleiche Chancen auch für die Dorfbevölkerung. Leider wird oft Gewalt gebraucht, und die Dorfbevölkerung leidet also nun nicht nur unter der Ungerechtigkeit der Regierung, sondern auch unter der Gewalt der Opposition. Dazu kommt, dass der König, der eigentlich politisch keine Macht hat, die gewählte Regierung wegen Unfähigkeit abgesetzt hat. Er hat einen neuen Premierminister eingesetzt, der weder von den politischen Parteien noch von der Opposition anerkannt wird.

Natürlich leiden wieder die Menschen in den Dörfern, die »kleinen Leute«, unter dieser Ungewissheit. Es herrscht ein politisches Vakuum in Nepal, das die Bevölkerung zum Spielball der drei kämpfenden Parteien, Maoisten, politische Parteien und König, macht.

Sowohl die Maoisten wie auch die Schutzmächte, Soldaten und Polizei, rekrutieren in den Dörfern unter Zwang junge Männer (und teilweise auch männliche Kinder). Viele fliehen darum aus den Dörfern und kommen in die Stadt, wo sie – ohne Unterkunft und arbeitslos – versuchen zu überleben. Noch sind sie in der Stadt, also in Kathmandu, sicherer als in ihren Dörfern.

In ständiger Gefahr

Die Studierenden des Nepal Bible Ashram kommen zumeist aus diesen Dörfern. Ein Student brachte bereits vor zwei Jahren seine Frau und die beiden Kinder mit, weil die politische Situation so gefährlich war, dass er sie nicht alleine zu Hause lassen konnte. Im Oktober kam die Frau eines anderen Studenten mit ihrem kleinen Sohn aus dem gleichen Grund.

Andere Studierende erhielten erschreckende Berichte von zu Hause. Alles in allem breitete sich eine Atmosphäre der Angst in unserem Nepal Bible Ashram aus. Wir stellten uns die Frage, ob es richtig ist, die vierzehn Studenten des Abschlussjahrgangs wie geplant am 14. Dezember zurück in ihre Dörfer

zu schicken. Die Studierenden hatten Angst, und wir machten uns Sorgen. Und doch gab es wohl keinen anderen Weg.

Neue Gebetserfahrungen

Darum beschlossen wir, bei einer »Retreat« den jungen Menschen zu helfen, mit dieser Angst zu leben, sie zuzulassen und im Vertrauen auf Gott dann doch in die Dörfer zurück zu gehen. So meldeten wir uns für zwei Tage im katholischen Ashram in Godavaria an. Dieses Ashram wird von Jesuiten geführt, hat sehr einfache Übernachtungs- und Tagungsmöglichkeiten und eine sehr hübsche Kapelle. Natürlich kostet so eine »Retreat« auch Geld. Das hatten wir nicht. Ein Notbrief an die Freunde und Freundinnen der Evangelischen Akademikerschaft in Württemberg brachte dann aber eine erfreuliche Antwort. Wir konnten beruhigt die Tagung planen.

Noch nie war eine evangelische Bibelschule aus Nepal in einer katholischen Institution gewesen. Der Principal, Mr. Nima Ghising, übergab die Planung und Durchführung ganz und gar mir. Damit hatte ich eine große Verantwortung übernommen. Dieses war ein

ökumenischer Versuch, eine neue Gottesdienst- und Gebetsform vorzustellen, die ja vor allem den jungen Menschen helfen sollte, gestärkt in den Alltag zu gehen.

Die Kapelle des Godavarie-Ashrams war unser Mittelpunkt. Wir haben von Anfang an ausgemacht, dass in der Kapelle Ruhe herrschen soll. Ich hatte CDs mit Taizè-Liedern dabei. Die sorgten dafür, dass die Ruhe nicht »Leere« wurde. Zum ersten Mal erlebten diese jungen Menschen, die sonst so sehr vom Heiligen Geist bewegt das laute, manchmal schreiende Gebet kennen, eine andere Art des Betens. Ruhe. Stille. Jeder fühlte sich an seiner Stelle.

Ich hatte einen trockenen Ast mit grünen Papierblättern behängt, die nun von jedem abgepflückt werden durften und jede/jeder sollte Ängste und Nöte auf ein solches Blatt schreiben.

Unsere Studierenden, die zum Teil nur mit Mühe schreiben können, nahmen diese Aufforderung an. Sie schrieben auf, was auf ihrer Seele lag und brachten das Geschriebene zu Jesus, zum Altar. Am letzten Tag haben wir die Sorgenblätter gemeinsam in den Garten getragen, in einer ruhigen, singenden Prozession und haben sie verbrannt. Nicht, weil die Sorgen nun weggeblasen waren, sondern weil wir sie Gott übergeben hatten.

Der trockene Ast in der Kapelle hatte inzwischen neue grüne Papierblätter bekommen. Auf ihnen standen Bibelstellen, in denen uns Sicherheit, Geborgenheit, Gottes Liebe und Für-

sorge zugesprochen wird. Nun durfte jeder ein Blatt »pflücken« und den Bibeltext laut vorlesen. Dreißig Mal Gottes Zuspruch hören, dreißig Mal verstehen, dass Gott uns auch in der Angst nicht alleine lässt, das war eine tiefe Glaubenserfahrung.

Am letzten Abend war unsere Kapelle nur von einer einzigen Kerze beleuchtet. Jeder

»Gott lässt uns auch in der Angst nicht allein«: Die jungen Leute aus dem Abschlussjahrgang des Nepal Bible Ashram gehen nach der Einsegnung in ihre Dörfer zurück, viele von ihnen voller Sorgen.



durfte nun eine Kerze nehmen, sie an der einen anzünden und sie dem Nachbarn, der Nachbarin, weitergeben und dann für diese beten. Der Raum wurde langsam heller. Die Studierenden verstanden bald, dass die Welt heller wird, wenn wir uns Kraft und Licht von Jesus holen und es für andere »verschwenden«. Wenn der Nachbar, die Nachbarin Inhalt unserer Gebete und Sorgen wird.

Zurück in die Heimat

Am 14. Dezember wurde dann in feierlichem Rahmen die Einsegnung der 14 Studierenden gefeiert, die die zweijährige

Ausbildung beendet hatten. Alle, bis auf einen Studenten, sind in ihre Dörfer zurückgegangen. Dieser eine, der mit seiner Frau und dem kleinen Sohn zurückblieb, hatte den Rat von seiner Heimatgemeinde bekommen, noch einige Wochen zu warten, bis die politische Lage im Dorf sich vielleicht geändert habe. Zum Teil war der Heimweg für unsere Studierenden vier und mehr Tage weit. Wir hoffen und beten, dass alle gut zu Hause angekommen sind und gestärkt »mit der Angst leben« können.

Dorothea Friederici



Leid und Verluste und die Verantwortung für das Leben ihrer Familien stehen den Frauen ins Gesicht geschrieben – aber auch der Stolz darauf, etwas Neues geschafft zu haben.

Wie den Frauen von Sakonseka das Geld in die Taschen kam

Heute schauen sie voller Stolz darauf, was sie erreicht haben. Sie bauen Gemüse an, handeln mit Maismehl, mit Zucker, mit Fisch. Aber das war nicht immer so. Die Frauen von Sakonseka haben ihr Schicksal selbst in die Hand genommen, sie haben Spar- und Darlehensgruppen gegründet, von denen sie alle profitieren. So helfen sie sich gegenseitig. Und sind Vorbild für andere Frauen im Land. Unser Mitarbeiter Reinhard Kraft hat ihre Bemühungen und Erfolge beobachtet.

Wir haben in Sambia nie, wirklich niemals jemanden getroffen, der Geld bei sich hatte. Auch wenn es um die kleinsten Beträge ging, waren die Taschen leer. Vielleicht ist das der einzig wirksame Schutz dagegen, angepumpt zu werden. Denn alle brauchen immer wieder Geld, auch in der dörflichen Umgebung. Ein Beutelchen Maismehl, eine Prise Zucker, eine Kerze, eine Zigarette muss mit Geld bezahlt werden, gar nicht zu reden von Dingen wie Fahrgeld zur Stadt, Medikamente oder die Schuluniform für die Kinder.

Letztlich hat auch fast jeder irgendwie etwas Geld, jämmerlich wenig und sorgfältig versteckt. Im Notfall läuft das Geld in Gestalt eines Huhnes auf zwei Füßen herum, das bei Gelegenheit auf dem Markt verkauft werden kann. Mit Tomaten, Kohl und Zwiebeln kann man Geld verdienen – sogar gut, wenn man einen Brunnen hat und sein Handwerk versteht. Aber selbst hierfür braucht man

erst einmal Geld: Geld für Saatgut, Geld für Düngemittel und (besonders bei Tomaten) Geld für Chemikalien gegen Schädlinge. Wer aber gibt schon einem Armen Geld? An genau dieser Stelle haben Frauen hier in Sambia zu einer imponierenden Form der Selbsthilfe gegriffen.



Sie bilden Spar- und Darlehensgruppen. Solche Gruppen bestehen aus einer überschaubaren Zahl von Frauen, die sich gegenseitig vertrauen können, und einem strikten Regelwerk. Sie treffen sich regelmäßig an ei-

nem bestimmten Tag der Woche. Nur, wer zu den Treffen regelmäßig kommt, hat Teil an den Leistungen. Im Fall etwa der Frauengruppe »Sakonseka« in Kabangwe muss jede der 24 Teilnehmerinnen jeweils 6000 Kwacha (das ist etwas mehr als ein Euro) zu diesen Treffen mit-



bringen und einzahlen. Davon gelangen 4000 Kwacha in den »Dividententopf«, d. h. von den insgesamt 96000 Kwacha, die da bei jeder Sitzung zusammenkommen, erhalten reihum je zwei Frauen eine Ausschüttung von je 48000 Kwacha. Mit diesem »Vermögen« verstehen sie zu wirtschaften. Sie handeln zwischen Stadt und Dorf, sie bauen Gemüse an und schaffen es zum Markt. Die restlichen 2000 Kwacha pro Gruppenmitglied gehen in den Darlehensfonds. Hiervon können Gruppenmitglieder größere Darlehen mit einer Laufzeit zwischen einem Monat bis zu einem halben Jahr aufnehmen, die sie mit 25 Prozent Zinsen zurückzahlen. Und sie zahlen – entgegen der sonst im Lande vorhandenen Zahlungsmoral – wirklich zurück, denn es ist ihr eigenes Geld und das Geld ihrer Nachbarin. Darlehen im

Krankheits- oder Krisenfall sind zinsfrei.

Das alles ist nicht vom Himmel gefallen. Die Frauen von Sakonseka suchten und fanden Schulung und Fachaufsicht bei einer Nichtregierungsorganisation. Das Erstaunliche ist, dass das Netz hält. In diesem Lande vertraut sonst kein Mensch dem anderen, wenn es um Geld geht. Geld verschwindet selbst unter Freunden, wenn einer es nur eben ausborgt und über die Straße trägt. Hier aber herrscht Vertrauen, und dieses Vertrauen begründet Kredit. Man muss sie gesehen haben, die Frauen von Sakonseka. Es sind zumeist ältere Frauen, viele von ihnen Witwen. Ihnen stehen Leid und Verluste sowie die Verantwortung für das Leben ihrer Familien ins Gesicht geschrieben. Aber ihnen steht auch der Stolz im Gesicht, dass sie etwas geschafft haben. So drückt es eine von ihnen aus: »Früher hatte nur der weiße Mann Geld in der Tasche. Jetzt haben auch wir Geld in der Tasche.«

Das Frauennetzwerk von Naluyanda führt zurzeit einen Erfahrungsaustausch unter den verschiedenen verstreuten Gruppen der Region durch. Sie erzählen sich gegenseitig, wie sie mit ihrem jeweiligen »business« zu-recht kommen. Und sie hören mit größter Aufmerksamkeit den Berichten der Sakonseka-Frauen zu. Denn das ist kein Schulbuchwissen. Es darf erwartet werden, dass sich die Idee der Spar- und Darlehensgruppen in Naluyanda ausbreitet.

Reinhard Kraft, bis Ende
2003 Mitarbeiter der
Gossner Mission in Sambia



Stein auf Stein

Seit drei Jahren gibt es den Verein »Christliche Sambiahilfe e.V.«, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, bedürftige Familien in der Südprovinz des Landes beim Hausbau zu unterstützen. Zudem konnten bereits zwei Pfarr- und Gemeindehäuser finanziert werden, ein drittes ist im Bau. Grundsatz dabei: Der Verein gibt die Geldmittel, für die handwerklichen Tätigkeiten sind die Menschen selbst verantwortlich. Initiator der Hilfsaktionen ist Ulrich Schlottmann, der von 1974 bis '78 Teammitglied des Gossner Service Teams in Sambia war. Er berichtet, wie die Hilfsaktion entstand.

Im Jahr 1998, genau 20 Jahre nach meiner Rückkehr aus dem Sambesital, unternahm ich mit meiner Frau und unserer Tochter eine Reise in das Land, um ihnen die Freunde von damals vorzustellen. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir unseren

Freund Maxon Syandabile, der während meiner Sambiatätigkeit als Schuljunge täglich in meinem Garten arbeitete. Er war inzwischen verheiratet und wohnte in einem Elendsviertel Lusakas. Dieser Besuch war die Initialzündung zu unserem

Wohnbauprojekt, denn Maxon zeigte uns seinen Bauplatz: Er hatte mit dem Bau eines eigenen kleinen Hauses begonnen. Das Unkraut in der Baustelle zeigte uns jedoch, dass er aus Geldmangel sein Vorhaben nicht weiterführen konnte.



Der Verein **Christliche Sambiahilfe e. V.** hat heute 27 Mitglieder und wird von etwa 60 weiteren Spendern unterstützt. Ansprechpartner vor Ort ist Bischof Bornwell Kasovu aus Choma. Er ist der »Local Bishop« der Südprovinz und damit der Vorsitzende der »Southern Presbytery« der UCZ mit Sitz in Choma. Der Verein legt Wert darauf, dass alle Projekte mit dem Headquarter der UCZ abgestimmt werden. Und er hat sich bewusst auf den Häuserbau und die Renovierung von Häusern beschränkt. Denn Ulrich Schlottmann hat während seines Einsatzes für die Gossner Mission eine Baugruppe geleitet und kennt somit die Materie. »Bauten lassen sich genau planen und kalkulieren und später auch überprüfen. Auch die Finanzen lassen sich leicht überprüfen. Die Gefahr, dass Gelder »versickern«, ist gering«, betont Schlottmann. »Auch kann man Spendern die abgeschlossenen Projekte gut demonstrieren und erläutern.«

Bild links: Ulrich Schlottmann prüft die Schäden in der Zimmerdecke in dem etwa 50 Jahre alten Pfarrhaus von Namwala. Das Haus konnte später dank der finanziellen Unterstützung der Christlichen Sambiahilfe renoviert werden.

Baumaterial war und ist extrem teuer.

Viele Familien in den Elendsvierteln Lusakas sind in einer ähnlichen Lage. So hilft der Verein »Christliche Sambiahilfe« heute vielen bedürftigen Familien beim Hausbau. Durch diese Hilfsaktionen entstand der Kontakt zur United Church of Sambia (UCZ). Viele christliche Gemeinden in abgelegenen ländlichen Gebieten haben keine Pfarrhäuser oder aber die vorhandenen sind in einem unglaublich schlechten Zustand. So haben wir bisher beim Bau zweier neuer Pfarrhäuser helfen können: in Sinazeze und in Itezhi-Tezhi.

Ein weiteres Gemeindehaus ist zurzeit in Namwala im Bau, für ein weiteres stehen bereits die Mittel zur Verfügung. Zusätzlich wurden zwei große sanierungsbedürftige Pfarr- und Gemeindehäuser renoviert, weitere werden momentan in Stand gesetzt.

Es ist für uns klar, dass die Gemeinden mit diesen Vorhaben finanziell überfordert sind. Aber die Sambier können die handwerklichen Arbeiten selbst ausführen. Deshalb stellen wir unser Geld nur zum Kauf des Baumaterials zur Verfügung. Wir arbeiten zurzeit nur in der Südprovinz, da wir hier in Bishop Bornwell Kasovu

einen absolut verlässlichen und gewissenhaften Ansprechpartner haben, der über die Verwendung der Gelder vor Ort wacht. Die Kirchenleitung der UCZ, mit der wir unsere Projekte abstimmen, möchte allerdings, dass wir auch in anderen Provinzen helfen. Nun, wir werden sehen, wie es weitergeht ...

Ulrich Schlottmann,
ehemaliger Mitarbeiter
der Gossner Mission
in Sambia

Bild rechts:
Das Foto vom Sommer 2003 zeigt die Rückseite des neu erbauten (damals noch nicht ganz fertiggestellten) Pfarrhauses in Itezhi-Tezhi. Die Gemeinde freut sich über den neuen Mittelpunkt.



Begegnungen im »Grenzland«

Falkensee kommt gleich hinter Spandau im Nordwesten Berlins. Falkensee ist »Grenzland«. Nur ist die Grenze nicht mehr durch Mauer und Wachturm markiert. Sie ist teils deutlich sichtbar, teils eher verborgen. Sie verläuft in chaotisch anmutenden Linien durch die weit gestreckte Ortschaft und teilt deren Bewohner.

Beginnen wir mit dem weniger Sichtbaren. Wir stehen vor dem Neubau der Grundschule, die in Form eines liegenden Ypsilon gebaut wurde. »Die beiden Schenkel beherbergen unterschiedliche Schultypen«, erläutert Pfarrer Wolfram Frommke von der Heilig Geist Gemeinde Falkensee. »Das war ursprünglich nicht so geplant. Aber mit den vielen Zuzügen aus dem Westen bildete sich rasch eine Gruppe von Eltern, die eine Montessori-Schule haben wollten. Die hat nun den einen Schenkel bezogen. In dem anderen werden die ‚Normalen‘ unterrichtet.« Morgens und mittags kann man hier eine Karawane von Autos beobachten, die die Kinder bringen und abholen. »Zu Kontakten zwischen Grundschülern und Montessori-Schülern kommt es kaum«, meint Frommke. Die Schule gilt ihm als Beispiel für die Situation in Falkensee: Öffentliche Einrichtungen werden selektiv genutzt, ansonsten bleibt man für sich.

Villen und Sozialwohnungen

Anderswo fallen die Grenzen deutlich ins Auge. In der Herlitz-Siedlung zum Beispiel, benannt nach dem Hersteller von Büroartikeln, der sich als Immobilien-Entwickler in dieser brandenburgischen Stadt betätigt hat.

Die Siedlung besteht aus so bezeichneten »Stadtvillen«, die Leute nennen sie »Kaffeemühlen«, weil ihre Form vage an solche erinnert. Zur lauten, viel befahrenen Straße in Richtung Spandau werden die Stadtvillen durch einen Riegel Mietshäuser geschützt, in denen die Sozialwohnungen untergebracht sind. »Begegnungen zwischen den Bewohnern gibt es nicht,« bedauert Pfarrer Frommke. Es gibt niemanden, der sich dafür einsetzen würde.

Treffpunkt Kirchengemeinde

Nur die Kirchengemeinde unterhält in einer der Wohnungen einen Kinder- und Jugendtreff für Grundschüler, die der Gemeindebus nach der Schule dorthin bringt, »ein kleiner Tropfen, der die Gemeinde viel Kraft kostet.«

Falkensee war zu DDR-Zeiten Sperrgebiet. Angehörige brauchten für Besuche einen Passierschein. In den Vorkriegsvillen und -häuschen wohnten viele Offiziere der Grenztruppen und der Staatssicherheit. Dazwischen Christinnen und Christen, deren Zahl zwischen 1950 und 1980 rapide abnahm: von 3000 auf 400. Inzwischen zählt die Gemeinde wieder 2500 Glieder, nicht zuletzt wegen der rasanten Zuzüge in den 90ern. »Früher gab es hier den Gegen-

satz zwischen den ‚Roten‘ und uns, den Christen,« sagt Frommke. Nach der Wende haben viele Offiziere und Stasi-Leute die Gunst der Stunde, das heißt die explodierenden Grundstückspreise, genutzt und sind mit ihren Erlösen an den Timmendorfer Strand gezogen, wo sie niemand kennt. Jetzt haben wir andere Probleme.«

In der Falkenseer Brahmsallee kann man sie besichtigen. Hier stehen die Villen der Neubürger zwischen den Häuschen und Datschen der Altbewohner. Sie künden nicht nur vom Fortschritt, sondern auch von krassen sozialen Unterschieden, die die Jahre nach der Wende mit sich brachten. Wenn das Berliner Umland inzwischen reichlich euphemistisch als »Speckgürtel« bezeichnet wird, dann sind die Villen der reichen Neubürger die Fettagaugen auf einer ansonsten bescheidenen, eher mageren Suppe. Hier lebt die Rentnerin mit ihren 500 Euro im Monat, die die Kirche für ein kleines Zubrot putzt, neben dem Unternehmer, dem Medienfachmann, dem Spitzenbeamten.

Mitten in diesem etwas skurril anmutenden Ensemble: ein unscheinbares hölzernes Kirchlein in hellem Grau, das Gotteshaus der Heilig Geist Gemeinde Falkensee. »Als die Ge-

Bild links:
Begegnungen zwischen
Alt- und Neubürgern för-
dern: Das sehen Pfarrer
Wolfram Frommke und
seine Frau als eine ihrer
wichtigsten Aufgaben an.

Bild rechts:
Neben der kleinen alten
Datscha ist ein schicker
Neubau entstanden: in
Falkensee ein ganz nor-
males Straßenbild.



meinde sich 1950 aus der
Gesamtgemeinde herauslöste,
traf sie sich im Wohnzimmer zu
ihren Gottesdiensten«, berichtet
Frommke. Die Holzkirche ent-
stand nach und nach im wesent-
lichen in Eigenarbeit. Als Material
wurden Latten verwendet, die
man von den zum Abriss frei ge-
gebenen Baracken eines Außen-
lagers des Konzentrationslagers
Sachsenhausen holte.

Das vom Glauben getragene
gemeinschaftliche Aufbauwerk
machte das Kirchlein zu einem
besonderen Symbol und Raum
der Identität. Es hat den Charme
des Pionierhaften, Vorläufigen,
erinnert an Bilder aus dem mittle-
ren Westen der USA oder rus-
sischen Steppen. Nach 53 Jahren
soll die Kirche nun einem Neu-
bau weichen, auf dem der kleine
Turm die Erinnerung wachhalten
wird. Diese Entscheidung ist der
Gemeinde nicht leicht gefallen.
Aber im Winter war es einfach
zu kalt, und das integrierte Pfarr-
haus war viel zu klein.

Neue Gemeinschaften?!

Die Zahl der Gemeindeglieder
hat mit 2500 fast wieder den

Stand von 1950 erreicht, zu ver-
danken vor allem den Zuzüglern
aus Westdeutschland und dem
benachbarten West-Berlin. Die
Gemeinde wird so fast zwangs-
läufig zum Raum der Begeg-
nung von Alt- und Neubürgern.
Diese Begegnungen zu beför-
dern und aktiv mitzugestalten,
sehen der Pfarrer und seine Frau
als eine ihrer wichtigsten Aufga-
ben. »Der Kreis jüngerer Frauen
in der Gemeinde ist ein kleines
Beispiel dafür,« berichtet
Frommke. »Hier trifft sich die
junge Ehefrau des Bundesbeam-
ten mit der Kassiererin des Su-
permarkts, die in einem der
Plattenbauten wohnt. Der Kreis
hat zur Regel, dass von Zeit zu
Zeit eine Gastgeberin die ande-
ren zu sich nach Hause einlädt.
Ein kleiner Schritt des Kennen-
lernens und der Verständigung.«
In insgesamt 15 Kreisen treffen
sich die Gemeindeglieder. Alle
werden ehrenamtlich geleitet.
Das Pfarrehepaar sieht sich in
einer beratenden und koordinie-
renden Rolle.

Zuweilen kommt es zu Irrita-
tionen: Zum Beispiel bei einem
Anruf aus der Kirchenleitung,
der die besondere Behandlung

des aus Bonn zugezogenen ho-
hen Beamten ans Herzen legt.
Oder die Taufe vorletztes Jahr.
Eine Reihe schwerer, dunkler Li-
mousinen hält vor der Kirche.
Die Taufgesellschaft betritt den
kleinen Saal und erkundigt sich
erstaunt: »Ist das hier richtig? Ist
hier die Taufe von...?« Worauf-
hin sich die bereits versammelte
Gemeinde wie auf Kommando
den Hinzugekommenen zuwen-
det und ein heiteres »Genau« zu-
ruft. Pfarrer Frommke erzählt
diese Geschichten schmunzelnd,
als Anekdoten und ohne jede
Häme. »Vielleicht bin ich hier in
erster Linie ein Gemeinschafts-
bilder, ein Gemeinschaftser-
möglichlicher.« Anderes, was er gern
tun würde, zum Beispiel sich
mit liturgischen Fragen zu be-
schäftigen, muss dahinter zu-
rückstehen. Ob die Heilig Geist
Gemeinde wieder wie 1950 eine
Pionieraufgabe wahrnehmen
wird? Die Zukunft wird es zeig-
en.

Michael Sturm, Referent
der Gossner Mission für
Gesellschaftsbezogene
Dienste

»Dann hat Glaube ja richtig mit dem Leben zu tun«

Reis mit scharf gewürzter Sauce, Götterspeise mit Kurkuma und ein Joghurtgetränk dazu: eine ganz normale indische Mahlzeit. Aber was sagen 13- und 14-jährige dazu, die sich normalerweise auf Hamburger und Pommes stürzen? »Die verdrehen erst mal die Augen«, lächelt Pfarrerin Ulrike Miede, die in einem Gossner-Projekt gemeinsam mit Pfarrer Jörg-Stefan Tiessen rund 30 Konfirmanden mit dem Leben in Indien und der Arbeit der Gossner Mission vertraut machen sollte. Ihr Fazit? »Es gab einige Momente des Wachwerdens und des Innehaltens«, ist sie sich sicher. »Ein Impuls ist gegeben. Jetzt muss man sehen, wie sich das weiter entwickelt.«

Auch die Jungs wickelten sich gern in die indischen Saris.



Natürlich gab's bei dem Konfirmanden-Projekt in Lage (Lippe) nicht nur indisches Essen. Die beiden Projektleiter hatten im Vorfeld lange überlegt, wie sie das Interesse der jungen Leute wecken wollten. Schließlich können 13- bis 15-jährige ganz schön anspruchsvoll und kritisch sein, wenn es um Wissensvermittlung geht ...

So standen bei dem Konfirmanden-Wochenende unter dem Motto »Mission: In Beziehung leben lernen« erst mal Kontaktspiele auf dem Plan, bevor es dann mit dem gemeinsamen Kochen und Verzehren der indischen Mahlzeit weiterging. Pfarrer Tiessen hatte eigens ein Asylbewerberpaar aus Sri Lanka gebeten, dabei die Regie zu übernehmen. »Durch die fremden Gewürze sollte sich der Horizont für die ferne Welt in Indien öffnen«, hält er das gemeinsame Kochen und Essen für ein wichtiges Element des Wochenendes.

Daneben gab es weitere praktische Übungen, die für Spaß und Spannung, aber auch

für nachdenkliche Mienen sorgten. Beispiel »Papiertüten kleben«. Pfarrer Tiessen hatte vor dem Treffen einen Gemüsehändler ausfindig gemacht, der bereit war, den jungen Leuten die selbst gebastelten Tüten abzukaufen. Ein Kind in Indien schafft etwa 500 solcher Tüten am Tag, die deutschen Konfirmanden kamen gemeinsam auf 150, davon aber war nur die Hälfte brauchbar. »Sooo lange arbeiten und dazu auch noch mit den eigenen Händen, um dann so wenig Geld dafür zu bekommen, das wäre bei uns in Deutschland undenkbar!«, waren sich die Konfirmanden einig. In Indien aber, auch das lernten sie, sind die Menschen froh, wenn sie überhaupt einer Beschäftigung nachgehen können, die ihnen das Überleben sichert ...

Daneben konnten die Jungen und Mädchen Freundschaftsbänder mit indischen Motiven bedrucken, Hindizeichen lernen und sich in Saris wickeln. »Da waren alle mit Begeisterung dabei. Auch die

Jungs zeigten keinerlei Berührungängste beim Einkleiden.«

Natürlich ging es aber auch ganz konkret um das Thema Mission, um Freundschaft, um Partnerschaft zwischen verschiedenen Kulturen. »Freundschaft ist gerade in dieser Altersphase ein ganz wichtiges Thema«, so die beiden Projektleiter. »Deshalb haben wir von diesem Begriff her das ganze Wochenende aufgebaut, haben das Thema dann um biblische und missionarische Aspekte erweitert.«

Schließlich wissen auch 13-Jährige, wie wichtig es ist, Freunde zu haben. Mit einem Freund geht man durch dick und dünn, und einem Freund kann man auch mal die Meinung sagen, ohne dass das Band zerreißt. Auch Menschen aus verschiedenen Kulturen können Freundschaft schlie-

ßen, und sie können dabei viel voneinander lernen. Allerdings macht gerade die Verschiedenheit die Annäherung schwierig, und große Entfernungen komplizieren die Sache zusätzlich. Die Jugendlichen in Lage lernten das anhand eines fiktiven Briefwechsels zwischen zwei Freundinnen, die sich plötzlich trennen müssen, weil eine der Familien aus beruflichen Gründen nach Indien geht.

Zudem hatten die Projektleiter gemeinsam mit mehreren Müttern ein kleines Theaterstück vorbereitet, das die Zuschauer in die Zeit der vorletzten Jahrhundertwende entführte, als sich die deutschen Missionare in Indien bewähren mussten. Auch die Geschichte aus Lukas 5, 17-26, wurde aufgegriffen: Mehrere Freunde bringen einen Bettlägerigen zu Jesus, lassen ihn - ohne Mühen zu scheuen - vom Dach aus zu ihm herunter.

Das Projekt, das in Lage zum ersten Mal stattfand, ist gedacht als Einladung an interessierte Kirchengemeinden, das Thema Mission im Konfirmandenunterricht eingehend zu behandeln. In Lage geschah das im Rahmen eines Wochenendes, aber es ist auch denkbar, einzelne Bausteine des Projektes für einen einzigen Unterrichtsnachmittag her auszulösen.

Die Gossner Mission lässt zurzeit eine Dokumentation erstellen, in der diese Bausteine detailliert festgehalten sind. Wer sich dafür interessiert oder Unterstützung bei der Vorbereitung und Durchführung eines solchen Konfirmandenprojektes sucht, der kann sich wenden an: Gossner Mission, Referat Öffentlichkeitsarbeit
Tel.: (0 30) 2 43 44 57 53
oder: klimmt.gossner@web.de



Zahlreiche gemeinsame Aktionen, wie das Bedrucken von Freundschaftsbändern, prägten das Wochenende in Lage.

»In all diesen verschiedenen Bausteinen lernen die Mädchen und Jungen, dass Mission heißt: In Beziehung leben. Sie lernen Grundhaltungen, die für das Miteinander wichtig sind, wie Toleranz, Vertrauen, Ehrlichkeit, Kritikfähigkeit. Und sie lernen auch die Anliegen und Arbeitsweisen speziell der Gossner Mission kennen«, betont Pfarrer Tiessen. Und die Konfirmanden? »Kirche ist ja viel mehr, als ich gedacht habe«, meint eine 13-Jährige nach dem Wochenende begeistert. »Von den Christen in Indien wusste ich bisher nichts, und dabei können sie soviel erzählen, können wir soviel von ihnen lernen.« Und ein anderer ergänzt: »Die beten nicht nur, die tun auch etwas. Dann hat Glaube ja richtig etwas mit dem Leben zu tun.«

Jutta Klimmt



»Mit offenen Armen empfangen«

Die Offene Gemeinde Berlin – auch sie muss erwähnt werden, wenn es darum geht, die Geschichte der Gossner Mission in der DDR zu beleuchten. Thomas Gabrio, der heute mit seiner Frau in Stuttgart lebt, erinnert sich an die siebziger Jahre zurück, als das Erleben der Offenen Gemeinde Berlin sein Leben prägte. Mit ihm sprach Jutta Klimmt.

? Herr Gabrio, wie entstand Ihr erster Kontakt zur Offenen Gemeinde Berlin?

Ich gehörte zur Katholischen Studentengemeinde (KSG) Berlin Ost, war 1968/69 einer der vier Sprecher der Gemeinde. Es war eine aufregende Zeit: das II. Vatikanische Konzil, der Prager Frühling, das Aufbegehren der Studenten in Paris und Westberlin, Zeit des Aufbruchs, aber auch der Restauration. Wir bemühten uns damals um eine Demokratisierung in unserer Kirche, etablierten einen Gemeinderat in der KSG und forderten den Wechsel des Pfarrers. Der Konflikt spitzte sich dann 1971 so zu, dass dem aktiven Kern der Gemeinde der Stuhl vor die Tür gesetzt wurde. Es begann für uns die Suche nach einer neuen Gemeinde. Wir suchten Schutz, denn uns war klar, dass wir ohne das schützende Dach der Kirche gefährdet waren. Wir suchten aber auch eine Integrationsfigur, die die verschiedenen Strömungen, Gedanken und Wege bündeln konnte. Ich weiß heute nicht mehr genau, wer damals sagte, in der Gossner Mission gibt es eine Offene Gemeinde, vielleicht wäre dies eine Chance für uns.

Was hat Sie am meisten beeindruckt?

Das waren die Menschen, denen ich damals begegnet bin. Irma und Martin Richter, Ruth und Bruno Schottstädt - das sind die Menschen, über die man sprechen muss, wenn man über die Offene Gemeinde der Gossner Mission sprechen will. So muss ich daran denken, wie uns Bruno mit offenen Armen, leuchtenden Augen und einem Lächeln um den Mund aufgenommen hat, als wir 1972 zum ersten Mal in den »Keller« der Göhrnerstraße kamen. Aber auch an Martin und an Irma, die Freude ausstrahlte und schnell noch einen Kuchen gebacken hatte.

? Sie spürten also keine Vorbehalte?

Aber nein, wir gehörten dazu und waren sehr schnell mitten in der Gemeinde. Wir trafen uns jeden Monat einmal am Samstag zum Gottesdienst. Es kamen im Durchschnitt 20 bis 30 Leute, vom Säugling bis zur Greisin. Den Gottesdienst bereiteten immer kleine Gruppen vor, und da viele von uns auch Kinder hatten, wurde der Gottesdienst meist in zwei Gruppen vorbereitet, eine für die Kinder und eine für die Erwachsenen. Das Abendmahl war das Zentrum des Gottesdienstes. In der Tiefe wie in dieser Gemein-

de habe ich es vorher und nachher selten erfahren. Nach bzw. vor dem Gottesdienst haben wir jeweils ein Thema besprochen. Wichtig im Gottesdienst war auch das Opfer. Es ging dabei nicht darum, Groschen einzusammeln, sondern durch ein spürbares Opfer Schwester und Bruder von dem zu sein, der in Not war.

Welche Themen standen damals im Mittelpunkt?

In diesen Jahren waren Indien, Vietnam und Japan wichtige Themen in der Gossner Mission. Nach 1973 kam auch Chile hinzu. Es war sicher vor allem Bruno Schottstädt zu verdanken, dass die Gemeinde immer wieder eingebunden war und häufig ausländische Gäste aus Holland, Finnland, Frankreich, Südafrika, der Schweiz usw. zu Besuch hatte. So wurde unser Blick geweitet. Gesprochen haben wir über theologische und existenzielle Themen. Ich erinnere mich noch an eine Diskussion über die Rechtfertigungslehre. Es war aber nicht nur das Wort, das an diesen Sonnabend-Gottesdiensten wichtig war, sondern auch das gemeinsame Essen. Das Abendmahl wurde oft in eine Agapefeier eingebettet. Manchmal stand auch Bruno Schottstädt vor

dem Kochtopf und bereitete das Mahl.

Die Offene Gemeinde Berlin war also auch vom gemeinsamen Empfinden stark geprägt?

Sicher, und das trifft vor allem auf Haus Rehoboth in Buckow und später auf Neu Zittau zu. Wir fuhren jedes Jahr zwei- bis dreimal nach Rehoboth. Das Haus wurde von einem anderen Geist getragen als der »Keller« in Berlin. Es gibt wohl wenige Orte in der Nähe von Berlin, wo man auf so vielfältige Weise die Schönheit der Natur erleben kann wie in Buckow. So war dieser Ort dafür prädestiniert, zu sehen und zu gestalten. Manchmal braucht man aber Hilfe, um das, was einen bewegt, nach außen dringen zu lassen, und da waren Irma und Martin Richter ein großer Beistand. Sie haben einem Mut gemacht, in sich selbst zu suchen. In Rehoboth konnte man in ganz besonderer Weise auch Gemeinschaft und Gemeinde erleben. Es war das Einfache, das Bescheidene, das dazu angesteckt hat, für einander da zu sein, sei es im gemeinsamen Kochen und Abwaschen, Vorbereiten und Saubermachen. Eines war in der Gruppe auch immer wichtig: dass man finanziell für einander einstand. Wer mehr hatte, gab mehr, wer weniger hatte, gab weniger.

Sie haben dort im Haus Rehoboth auch »Religionsunterricht« angeboten?

Rehoboth war der Ort, der uns am geeignetsten erschien, den

Glauben an unsere Kinder weiterzugeben. Wir, die wir aus der katholischen Studentengemeinde kamen, hatten ja kaum noch Bindungen zu einer katholischen Gemeinde. So ähnlich ging es auch anderen. Als unsere Kinder im Laufe der Jahre älter wurden, mussten wir eine Form der Weitergabe des Glaubens finden. Nun waren unsere Kinder in sich keine homogene Gruppe, der Altersunterschied zwischen ihnen war groß, und sie sahen sich nur selten. Diese Inhomogenität, die uns zunächst als ein großes Problem erschien, machte aber auch vieles einfacher. So kümmerten sich die Älteren sehr bald um die Jüngeren, und was wir mit Worten nicht verständlich machen

konnten, gelang den Kindern, weil sie für einander da waren und Vertrauen zu einander hatten. Wir haben uns über Monate auf diese Wochen vorbereitet. Jeder von uns hatte eine Aufgabe übernommen. So wechselten sich Gruppenstunden mit Fußballspielen, Höhlenbauen und Töpfern ab. Im Rückblick war sicher nicht die Wissensvermittlung entscheidend, sondern vielmehr die Erfahrung, »wo zwei oder drei im Namen Christi beisammen sind, da ist er miten unter ihnen«.

Wie ging es mit der Offenen Gemeinde weiter?

In den achtziger Jahren hatte die »Offene Gemeinde Berlin« nicht mehr die innere Kraft zur weiteren Existenz. Die Gründe hierfür waren vielfältig und sie alle hier zu erläutern, wäre nicht angebracht. Wir hatten

Fidelrüste im Haus Rehoboth (Buckow bei Berlin)



Glück, dass wir in dieser Zeit in eine Neubaugemeinde in Berlin-Hohenschönhausen zogen. Eine Gemeinde, die im Aufbruch war. Vieles von dem, was wir bei Gossner erfahren und erlebt hatten, konnten wir in die Gemeinde einbringen, anderes wurde nicht verstanden. Der Weg ist aber weitergegangen. Wenn ich jetzt in Stuttgart im Ökumenekreis oder im Kreis »Erwachsenenbildung« unserer Gemeinde sitze, zehre ich oft von der Zeit bei Gossner. ■

Kunst aus Katzenfutterdosen

Es passierte wirklich - das nämlich, wovon viele beschwörend sprechen und was sie doch meist vergeblich erwarten: dass Europäer glücklich und dankbar sind, etwas von Afrikanern gelernt zu haben, etwas, das ihnen neu ist. Mitten im Ruhrgebiet, in einer Gemeinde in Bochum, die seit vielen Jahren mit der Gossner Mission verbunden ist, war der afrikanische Bildhauer Jerry Kapungwe Miko elf Tage zu Gast. Unter seiner Anleitung lernten die Teilnehmer eines Skulpturenworkshops, aus dem Müll der deutschen Wegwerfgesellschaft Neues zu gestalten.

Wenn von Afrikanern und Weißen die Rede ist, dann auch meistens davon, dass wir aufeinander hören sollen und

voneinander lernen können. Aber es ist viel öfter so, dass die Afrikaner einseitig auf die Weißen hören und sich oft

daran gewöhnt haben, die Straße zwischen uns als Einbahnstraße von Norden nach Süden zu verstehen.

Seit gut dreißig Jahren ist in ökumenischen Konferenzen eindringlich vom gegenseitigen Lernen und zum Teil vom miteinander Leben die Rede, aber es geschieht kaum. Wie wir alle wissen, die wir seit langem daran leiden.

Um so befreiender, wenn wirklich in einer Gemeinde passiert, dass weiße Gemeindeglieder den schwarzen Gast fragen: Können Sie mir mal helfen, ich weiß nicht weiter? Wie haben Sie das hingekriegt? Und: Danke, Herr Miko, jetzt bin ich auf der richtigen Spur.

Jerry Kapungwe Miko, Künstler aus Sambia, bot einen Skulpturenworkshop an. Aus Wertlosem wurde Wertvolles geschaffen, eine Reihe kleiner, schöner und auch ein paar eindrucklicher, großer Stücke.



Begeisterte die Workshopteilnehmer in Bochum: der Bildhauer Jerry Kapungwe Miko aus Sambia.

Kunststücke? Wir lernten, wie unsere übrig gebliebenen Dinge des Alltags – etwa leere Katzenfutterdosen; ein paar salzige Seile, im letzten Urlaub aus der Nordsee gefischt; zwei abgelegte Uraltbrillen – in den Augen des Afrikaners einen eigenen, völlig neuen Wert bekamen und unter unseren Händen zu Leben erweckt wurden. Afrikanische Kunst entstand durch europäische Augen und Hände. Wir haben drei Tage lang geklebt, gesägt, angestrichen, getuckert, zusammengebunden, geschraubt und gelacht. Und wie oft hörten wir: Ihr Europäer werft aber auch alles weg!

Das Gemeindehaus bebte

Der zweite Workshop befasste sich mit einer Kunst, die wir Afrikanern schon eher zubilligen: dem Trommeln. Dazu hatten sich auch gut doppelt so viele angemeldet. Das Trommeln, sagen wir, das steckt ihnen im Blut. Wir lernten bei unserem Gast, dass das gute, das phantasievolle und künstlerische, das exakte und variationsreiche Trommeln nicht aus dem Blut kommt, sondern im nachmachenden Lernen, in geduldiger Übung und vor allem anderen im genauen Aufeinanderhören seinen Ursprung hat. Das letzte, nämlich das aufeinander Hören und sich vom Trommelnachbarn anstecken und mitnehmen lassen, und selber Ideen und Impulse einbringen, betonte Jerry Miko immer neu. Sich musikalisch aufmerksam zu einer Gruppe zusammen zu finden, das beruht in Afrika al-

Jerry Kapungwe Miko hat 2001 eine vierjährige Bildhauerweiterbildung an der wichtigsten norwegischen Kunstakademie in Oslo begonnen. Wenn er in zwei Jahren in seine Heimat zurückkehren wird, dann kommt wahrscheinlich die Aufgabe auf ihn zu, an der Lusaka University die erste Abteilung für Kunst aufzubauen.

Eingeladen nach Bochum wurde er von Hermann und Hauke Maria Rodtmann, die den Bildhauer in Lusaka kennen gelernt hatten. Die Workshops für Trommeln und Skulpturen fanden in Verbindung mit dem Gemeindefest statt, dessen Erlös der Frauenarbeit in Naluyanda zugute kommt, ebenso wie der Gewinn eines Konzerts des gemeindlichen Gospelchors. Damit soll der Aufbau einer neuen Preschool in Sekenya mitfinanziert werden.

Die ev. Kirchengemeinde Stiepel in Bochum hatte schon mehrfach Besuch aus Sambia und baut die Verbindung zu Gossnerprojekten dort immer mehr aus.

Auch Jerry Miko sieht sich in freundschaftlicher Verbindung zur Gossner Mission, ebenso wie sein Freund Lawrence Chikwa, der die farbigen Ornamentmalereien am Haupthaus der Gossner Mission auf Ibexhill angebracht hat. Miko dagegen hat seine künstlerischen Spuren auf dem Gossnergrundstück in Lusaka hinterlassen: Eine Platte aus flachen Steinen zeigt drei Szenen: Frauen, die Mais stampfen, und Frauen, die Lasten auf dem Kopf tragen, sowie Einbaumboote mit Ruderern. In einer Reihe von Nächten – tags ist zu viel Ablenkung dort – hat er mit Chikwas Hilfe den Eingangsbereich auf diese Weise gestaltet.

lerdings auf der besonderen Kunst, die in den Großfamilien und Dörfern täglich geübt wird: Zusammengehörigkeit und Gemeinschaftsgefühl und gegenseitige Verantwortung pflegen. So konnten wir etwas von afrikanischem Gemeinschaftsgefühl im gemeinsamen Trommeln erahnen. Wir haben zu trommeln gelernt, wenigstens in Anfängen. Wir haben nachempfunden und glücklich gelernt, dass in Afrikanern eine Dimension von Rhythmus und Lebendigkeit

und Aufeinanderhören existiert, die uns richtig gut tut. Unser siebzigjähriges Gemeindehaus hat bestimmt noch nie so etwas gesehen und so etwas gehört!

Hermann und Hauke Maria Rodtmann, frühere Mitarbeiter der Gossner Mission in Sambia

Verlässliche Partner in schwierigen Zeiten

Vor zehn Jahren gewann das Nepalteam der Michaelisgemeinde Neugraben mit dem Gemeindeprojekt »Bildung für Frauen und Kinder in Nepal« den »Eine-Welt-Preis« der Nordelbischen Kirche. Grund genug, ein Gemeindefest zu feiern und an die Anfänge des Engagements zu erinnern. Auch das anstehende Jubiläum »50 Jahre United Mission to Nepal«, das im Mai offiziell begangen wird, war Thema des Festes. Renate Lehmann vom Nepalteam erzählt.

Wir haben uns für die Unterstützung von Menschen in einem der ärmsten Länder der Erde entschieden. Dieses Land wird über den großen »medienwirksamen« Katastrophen und den Problemen vor unserer Haustür leicht vergessen. Dabei ist uns gerade auch die Unterstützung von Frauen und Kin-

dern wichtig, weil sie die Schwächsten der Gesellschaft sind.

Seit zehn Jahren machen wir diese Arbeit, weil wir glauben, dass es wichtig ist, verlässliche Partner zu sein. In diesen zehn Jahren haben wir uns intensiv über die Situation des Landes informiert, und wir versuchen

und Spenderinnen zu danken, haben wir ein Fest gefeiert. Als besondere Gäste konnten wir Bernd Krause von der Gossner Mission und nepalesische Studenten aus unserem Stadtteil begrüßen.

Das Fest fand im Gemeindehaus statt. Der Vorraum war mit Gebetsfahnen und einem selbst gemalten Poster geschmückt. Hier begrüßten wir unsere Gäste mit nepalesischem Mango-Lassi, und sie konnten Wünsche auf die Gebetsfahnen schreiben. Anschließend zeigten wir in einem Anspiel die Bedeutung von Bildungsarbeit gerade für Frauen auf. Wir spielten eine Szene, die für uns auf unserer Nepalreise ein »Aha-Erlebnis« war: Zwei Frauen kaufen bei einer Marktfrau Obst für drei Rupien. Sie geben fünf Rupien und erhalten drei Rupien zurück. Diese einfache Szene verdeutlichte unseren Gästen mehr als viele lange Vorträge ...

Natürlich stand aber auch ein Rückblick an. Wolfgang Zarth, Vorsitzender unserer Nepalgruppe, erinnerte daran, dass auf ganz unterschiedliche Weise geholfen wurde: »Wir haben direkt gespendet, regelmäßig oder einmalig. Wir haben Arbeit und Zeit eingesetzt auf



Zehn Jahre Nepalteam der Michaeliskirchengemeinde Hamburg-Neugraben: ein Grund zum Feiern. Und für die Gäste gab es zur Begrüßung Mango-Lassi.

weiterhin, aktuelle Informationen über die politischen Ereignisse in Nepal zu bekommen. Um noch einmal in der Gemeinde auf unser Projekt hinzuweisen, aber vor allem um den vielen Unterstützern, Spendern

den Gemeindebasaren, wir haben auf Geburtstagsgeschenke verzichtet und das Geld den Projekten gespendet, wir haben Zuschussanträge formuliert, wir haben auf Flohmärkten Kleider und Hausrat verkauft, wir haben Gäste aus Nepal aufgenommen und haben bei verschiedenen Gelegenheiten über das Leben in dem Himalaya-Land informiert.«

So konnten – auch mit der Hilfe aus Hamburg – Frauen und Familien in den Bezirken Okhaldunga, Jajarkot, Dailhek und Mugu Hoffnung und Selbstvertrauen schöpfen. Beispiel Jajarkot: Hier hat die United Mission to Nepal zum ersten Mal den Versuch unternommen, die Entwicklung eines ganzen Distrikts durch Alphabetisierungsgruppen und damit verbundenen Aktivitäten zu beeinflussen. Das barg auch Probleme: das Misstrauen der feudalen Oberschicht, zeitweise Geldmangel, dann die maotistischen Rebellen, die die Projekte ernsthaft einschränkten. Und trotzdem: Fast 12.000 Menschen haben an dem Alphabetisierungsprogramm teilgenommen, davon knapp 8.000 Frauen und Mädchen und 4.000 Mitglieder benachteiligter Gruppen. Hinzu kamen andere Aktivitäten: die Einrichtung einfacher Bewässerungssysteme, der Bau von Latrinen, das Instandsetzen von Wegen und Rastplätzen und viele andere kleine kommunale Projekte. Das alles wird nachhaltige Wirkung haben, weil viele ehemalige Mitarbeiter als Multiplikatoren in kleinen, selbstständigen Projekten weitermachen.



Ob Alphabetisierungsprojekt oder Aktion gegen Kinderarbeit in der Teppichherstellung: Das Engagement der Hamburger in Nepal ist vielfältig.

»Unser Team hat das Projektgebiet auch besucht und vor Ort mit Lehrern und Frauen gesprochen. Es war für uns beeindruckend, in welcher Armut, aber auch mit welchem Selbstvertrauen diese Menschen leben«, so Zarth. »Diesen Projekterfolg dürfen wir alle auch uns ein klein wenig zuschreiben.« Natürlich hat das Nepalteam schon wieder andere Projekte im Blick. Mit der Veränderung der nepalesischen Gesetze zur

Landesentwicklung werden zukünftig vorrangig einheimische Entwicklungshilfeorganisationen die Aufbauleistungen im Land durchführen. »Für uns ist es aber wichtig, auch weiterhin Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Unser Partner dabei ist natürlich immer die Gossner Mission«, so der Teamvorsitzende, der einen weiteren Blick nach vorn wagte: »Die politische Lage in Nepal ist nicht rosig. Den Menschen muss aber die Möglichkeit gegeben werden, sich selbst zu helfen. Wir wollen unseren Beitrag dazu leisten, indem wir unser Einkommen mit ihnen teilen.«

Renate Lehmann,
Nepalteam Hamburg

Zwischen grauen Wänden und bunten Fassaden

In den letzten Jahren hat es in Synoden und Kommissionen immer wieder die Frage nach der Kirche von morgen gegeben. Doch es ist schwierig, einen Weg zu finden, der den christlichen Glauben mit dem Alltag und den heutigen Problemen verbindet. Deshalb haben erfolgreiche Initiativen und Modelle eine wichtige Funktion der Ermutigung. Auf unserer Solidaritätskonferenz im Januar konnten unter dem Motto »Gemeinde in der Nachbarschaft« engagierte Christen von ihren Erfahrungen berichten - und neue Impulse für die eigene Arbeit mit nach Hause nehmen.

Elstal ist eine kleine Gemeinde vor den Toren Berlins. Entstanden im 20. Jahrhundert als Eisenbahnersiedlung. Früher mal fanden hier am Güterbahnhof 1200 Menschen Arbeit, heute sind es nicht mal mehr 100. Vor allem junge Leute ziehen weg; die kleinen Läden ma-

chen zu; es gibt keine Kneipe, nur noch wenig Einkaufsmöglichkeiten. In der früher als »rotes Dorf« verschrieenen Gemeinde vermissen die Einwohner heute »Solidarität mit dem Nachbarn«.

Neben diesem alten, engen und grauen Dorfkern gibt es eine neue Siedlung, idyllisch im Grünen gelegen: Sie besteht aus ehemaligen Kasernen der Roten Armee, heute frisch saniert, bunt verputzt, mit schönen Wohnungen. Hierhin ziehen junge Familien, die aus der Stadt aufs Land wollen, meist Doppelverdiener. Aber auch sie vermissen Geschäfte, Restaurants, Cafés. Die Fluktuation ist hoch.

Ein wenig Abwechslung finden die Einwohner nur in einem freikirchlichen Ausbildungszentrum, in dem auch ein »Kraftraum« für junge Leute und im Sommer ein Straßencafé untergebracht sind.

»Es gibt keinerlei Berührungspunkte zwischen der neuen Siedlung und dem alten Ortskern. Es gibt kaum Räumlichkeiten, an dem sich die Menschen begegnen und ins Gespräch kommen können«, erläutert Verena Mühletaler auf

der Solidaritätskonferenz in Schöneweide. Daher will die evangelische Kirchengemeinde eine Begegnungsstätte einrichten. Und weil es ihr wichtig ist, erst mal auszuloten, wo denn die Bedürfnisse der Elstaler liegen, hat sie die Theologin Verena Mühletaler beauftragt, den Kontakt zu den Menschen zu suchen. Die junge Frau geht auf die Straße, spricht junge Mütter an, redet mit Jugendlichen, die sich draußen treffen, unterhält sich stundenlang mit Senioren.

»Wenn die Menschen nicht zu uns kommen, müssen wir zu ihnen gehen«, sagt Pfarrerin Heike Benzin, die das Projekt gemeinsam mit dem Gemeindevorstand initiiert hat. Nun hofft sie erst mal auf Mittel aus dem »Fonds missionarischer Aufbruch« der Landeskirche. Und mittelfristig erhofft sie sich, dass die Elstaler ins Gespräch kommen, dass sie ihr Umfeld selbst gestalten wollen, dass sie erkennen, wie wichtig das Miteinander in der Gemeinde ist. Und dass sie vielleicht sogar später zu ihr in die Kirche finden ...

Jutta Klimmt

Das Projekt der Kirchengemeinde Elstal in Brandenburg war eines von mehreren, die auf der Solidaritätskonferenz der Gossner Mission vorgestellt wurden. Zu Wort kamen auch Vertreter der Nepalgruppe Hamburg, der Antirassismus-Initiative und des Spendenladens Velten, des Hauses der Kirche Herberhausen und des Projekts Organizing Schöneweide. Erfahrungen mit der Arbeit in Neugemeinden nach 1990 wurden ebenso angesprochen wie Erfahrungen aus der Arbeit der Gossner Mission in der DDR. Wer das Thema »Gemeinde in der Nachbarschaft« vertiefen will und den Austausch mit anderen Initiativen sucht, der kann sich an die Gossner Mission wenden, die gern Kontakte zu einzelnen Konferenzteilnehmern vermittelt.

Mit neuen Impulsen zurück in die Heimat

»Leben in Asel«: So heißt ein Projekt in einem kleinem Dorf in Ostfriesland. Sechs bis acht junge Erwachsene aus verschiedenen Ländern leben, wohnen und arbeiten hier ein Jahr lang gemeinsam in einer Jugendbildungsstätte. Das Projekt, das von der evangelisch-lutherischen Kirche ins Leben gerufen wurde und vom Kirchenkreis Harlingerland getragen wird, startete im Herbst 1999, als die erste Volontärsgruppe in Asel ankam. Domingo Mahuma, ein junger Mann aus Sambia, der über seine Verbindung zur Gossner Mission nach Asel kam, stellt das Projekt vor.

Allen jungen Leuten in Asel gemeinsam ist der Wunsch, einmal aus dem Alltag auszubrechen und etwas völlig anderes zu erleben. Viele kommen nach ihrem Schulabschluss nach Ostfriesland, in der Hoffnung, hier Impulse für ihren weiteren Lebensweg zu finden. In der Jugendbildungsstätte können sie ihren Glauben vertiefen und christliche Gemeinschaft unter Gleichgesinnten erfahren.

Der Wunsch, eine andere Kultur kennen zu lernen und sich über die Wertvorstellungen und Lebensentwürfe von Menschen aus fernen Ländern auszutauschen, geht in Asel in Erfüllung. Denn das Zentrum lädt bewusst junge Erwachsene aus verschiedenen Kontinenten

ein. So waren hier schon Argentinier, Inder und Nigerianer. Dieses Mal, seit September 2003, ist mit mir auch ein Sambier vertreten. Das hat die Gossner Mission möglich gemacht, die in meinem Heimatland seit 30 Jahren fantastische Arbeit leistet. So haben viele meiner Landsleute eine enge innere Beziehung zu Deutschland entwickelt.

Der Alltag der Volontärs-Gruppe gestaltet sich nach dem

Ein Jahr lang leben, wohnen und arbeiten die Volontäre in Asel.

Vorne links: Domingo Mahuma aus Sambia

alten Benediktiner-Motto »Ora et labora«. So beginnt der Tag um acht Uhr mit dem Gebet in der Kirche. Danach warten verschiedene Arbeiten in und um die Jugendbegegnungsstätte, bevor abends um 19 Uhr wieder das Gebet ansteht. Zur Begegnungsstätte gehören auch zwei Gästehäuser, in denen vor allem junge Gruppen aus der Region absteigen, Konfirmanden, Schulklassen oder Jugendgruppenleiter. Hauptaufgabe der Volontäre ist es, sich um diese Gästehäuser zu kümmern, um Büro, Küche, Zimmer und Garten, damit die Besucher sich wohl fühlen.

Die Leitung des Hauses hat Pastor Andreas Scheepker, während Regine de Vries sich um die Volontäre kümmert. Sie organisiert die Arbeiten und hat ein wachsames Auge darauf, dass alle friedlich und in Harmonie zusammenleben. Aber auch viele andere, im Haus selbst und darüber hinaus, sind um die Volontäre bemüht und helfen mit, ihnen neue spirituelle Impulse zu vermitteln. Dafür sind wir ihnen allen sehr dankbar.

Domingo Mahuma,
Volontär aus Sambia



Indien

Pestizide in Cola

Ein indischer Parlamentsausschuss hat die Untersuchungen der Umweltorganisation Centre for Science and Environment (CSE) bestätigt, dass Limonaden der Hersteller Coca Cola und Pepsi mit Pestiziden belastet sind. Im August 2003 hatte CSE vor schädlichen Pestizidrückständen in Softdrinks gewarnt, was öffentliche Empörung und ein starkes Medienecho hervorrief. Der Parlamentsausschuss mit 15 Mitgliedern der Regierung und der Opposition hat schärfere Gesundheitsstandards für die betroffenen Getränke empfohlen. (BBC, 04.02.2004)

Kälteeinbruch fordert 200 Todesopfer

Bei niedrigen Temperaturen um den Gefrierpunkt sind in Indien in den letzten zwei Wochen 200 Menschen erfroren. Die meisten Todesopfer waren obdachlos.

Am stärksten von der Kälte betroffen ist der einwohnerreichste Bundesstaat Uttar Pradesh im Norden. Die indischen Behörden verteilen in den betroffenen Gebieten Decken an Obdachlose. (BBC, 02.01.2004)

Offensive der bhutanischen Armee gegen indische Rebellen

Bei Angriffen der Armee von Bhutan auf die Stellungen indischer Rebellen sind mehr als 130 Menschen getötet worden.

Die Offensive hat auch zur Verhaftung des Rebellenführers Bhimkanta Buragohain, dem Gründer der United Liberation Front of Assam (ULFA), geführt.

Nordostindische Rebellen-Gruppen haben seit Jahren Bhutan als Rückzugsgebiet genutzt. Neben der ULFA waren die Rebellen der National Democratic Front of Bodoland (NDFB) und der Kamtapur Liberation Organisation (KLO) Ziele der militärischen Operation. Die ULFA setzt sich für ein von Indien unabhängiges Assam ein, während NDFB und KLO für die Erweiterung oder Einrichtung indischer Bundesstaaten für Ureinwohner kämpfen. (BBC, 26.12.2003)

Wahlerfolge für Regierungspartei BJP

Die indische Regierungspartei Bharatiya Janata Party (BJP) hat überraschend die Wahlen in drei von vier indischen Bundesstaaten gewonnen. Erfolgreich war die BJP in den bisher von der Kongresspartei regierten Bundesstaaten Rajasthan, Madhya Pradesh und Chhattisgarh. Nur in der Hauptstadt Delhi konnte die Kongresspartei ihre Mehrheit behaupten.

Analysten führen den Wahlerfolg der BJP auf einen weniger ideologischen Wahlkampf und die Konzentration auf Sachthemen zurück. Die Wahlen gelten als der letzte wichtige Test vor den nächsten Bundeswahlen, die spätestens im Oktober nächsten Jahres stattfinden. (BBC, 05.12.2003)

Nepal

Straßenkämpfe in Kathmandu

Die großen politischen Parteien Nepals und ihre Studentenorganisationen haben Straßenproteste in der Hauptstadt Kathmandu für eine Rückkehr zur Demokratie in der vergangenen Woche ausgeweitet. Sie beschuldigen die Sicherheitskräfte eines äußerst brutalen Vorgehens gegen Demonstranten. Mit brennenden Reifen und Fahrzeugen sollen Teile Kathmandus wie ein Kriegsgebiet aussehen. (Nepali Times, 30.01.2004)

Größtes Kraftwerk Nepals in Betrieb

König Gyanendra hat das größte Wasserkraftwerk des Landes eingeweiht. Das Kali Gandaki Kraftwerk soll 144 Megawatt Strom produzieren. Das von der Asiatischen Entwicklungsbank finanzierte Projekt hat 450 Mio. US\$ gekostet. Kritiker des Dammes weisen auf Umweltschäden, besonders auf das Verschwinden der Fischbestände, und auf Mängel bei Umsiedlung und Entschädigung der lokalen, indigenen Bevölkerung hin. Während ihr durch die Umweltschäden die Grundlage ihres Wirtschaftens genommen worden sei, gebe es in den neuen Siedlungen nicht einmal Stromanschlüsse. (BBC, 22.01.2004)

Nepals Tourismusbranche im Aufwind

Trotz der weiterhin instabilen politischen Lage konnte die

Tourismusbranche in Nepal gegenüber dem Vorjahr ein starkes Wachstum verzeichnen. Bei 265.600 Besuchern, die 2003 auf dem Flugweg nach Nepal kamen, betrug das Wachstum 23 %. Allerdings hatte es in den Vorjahren durch die Eskalation des maoistischen Aufstandes starke Einbußen gegeben: 1999 besuchten noch 421.243 Touristen das Himalajakönigreich.

In jüngster Zeit häufen sich Berichte über Begegnungen von Touristen in Nepal mit maoistischen Rebellen. Die Rebellen suchen offensichtlich auch gezielt Unterkünfte auf Trekkingrouten auf, um »Spenden« von Touristen einzusammeln. Einige Urlauber geben den Maoisten gerne um 10 Euro, andere fühlen sich genötigt. Zu Gewalttaten gegen Touristen oder Entführungen ist es aber bisher nicht gekommen. (Spotlight, 09.01.2004)

Regierung bietet Rebellen Amnestie an

Die nepalische Regierung hat maoistischen Rebellen, die ihre Waffen niederlegen, eine Amnestie angeboten. Informationsminister und Regierungssprecher Kamal Thapa stellte der Öffentlichkeit ein Programm zur friedlichen Entwaffnung der Maoisten vor, das jedem Rebellenkämpfer, der sich ergibt, außerdem »physische, wirtschaftliche und soziale Sicherheit« verspricht, sowie Geldprämien für die Abgabe von Waffen. Der Schritt der Regierung folgt einer Reihe von militärischen Niederlagen der Rebellen in den letzten Wochen. (Spotlight, 26.12.2003)

Sambia

Einstellungsstopp für Lehrer

9000 in den Jahren 2002 und 2003 ausgebildete Lehrer werden nach einem Beschluss der sambischen Regierung nicht in den Schuldienst übernommen. Vor allem für ländliche Gebiete wird durch den Einstellungsstopp ein ernster Lehrermangel erwartet. Während die Zahl der Einschulungen um 2,3 % steigt, stirbt ein beträchtlicher Teil des Lehrpersonals an AIDS.

Sambia steht unter dem Druck der internationalen Geldgeber die Staatsausgaben zu senken, um sich in diesem Jahr für einen Schuldenerlass zu qualifizieren.

Neben dem Einstellungsstopp für Lehrer hat die sambische Regierung auch ein Einfrieren der Gehälter für Beschäftigte im Öffentlichen Dienst angekündigt. Der Gewerkschaftsverband Zambia Congress of Trade Unionists droht mit Hinweis auf das ohnehin geringe Lohnniveau mit Streik.

(IRIN, 03.02.2004)

Choleraausbruch mit 110 Toten

Sambische Behörden erwägen drastische Maßnahmen, um das Ausbreiten einer Choleraepidemie zu verhindern. In Betracht gezogen werden eine Einschränkung der Bewegungsfreiheit in betroffenen Gebieten und ein Verbot von Massensammlungen, etwa bei Hochzeiten und Beerdigungen.

Der erste Cholerafall wurde am 28. November 2003 gemel-

det, seitdem starben 110 Menschen, davon 80 in der Hauptstadt Lusaka. Mehr als 2700 Fälle wurden bisher registriert. Zu den laufenden Maßnahmen gegen die Cholera gehört die Einrichtung von Behandlungszentren, eine Medienkampagne, das Überwachen der Wasserqualität und Desinfektionseinsätze.

(IRIN, 30.01.2004)

Gute Aussichten für Sambias Landwirtschaft

Das Netzwerk für ein Hungersnot-Frühwarnsystem (FEWS NET) sieht die diesjährige Saison der sambischen Landwirtschaft nach ausreichenden Regenfällen auf einem guten Weg. Die Verteilung von Saatgut und Setzlingen habe zum ersten Mal seit zehn Jahren gut funktioniert, auch die Auslieferung von subventioniertem Dünger. Die staatlichen Maisvorräte sind mit über 80.000 Tonnen auf einem hohen Stand. Defizite bei der Landwirtschaft sieht Fews Net vor allem im Marketing. Es fehle eine planmäßige Exportstrategie.

In anderen Teilen des südlichen Afrika, in Lesotho, Swaziland, Südafrika und Mosambik ist die Ernte durch zu geringe Niederschläge gefährdet.

(IRIN, 06.01.2004)

News im Internet:
www.gossner-mission.de/news.html
 Recherchen und Text:
 Henrik Weinhold

Personen

Bischof Lakra verstorben

»Am 13. Januar verließ uns der Moderator der Gossner Kirche in Chotanagpur und Assam, Bischof Belas Lakra, auf dem Weg zu seiner himmlischen Wohnung im Alter von 64 Jahren. Um ihn trauern seine Frau, zwei Töchter und ein Sohn. Bischof Belas Lakra ist heimgegangen, wie wir es in Johannes 5,24 finden, wo Jesus sagte: Wahrlich, wahrlich ich sage euch, wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tod zum Leben hindurchgedrungen.« Diese Worte



sprach Reverend C. S. R. Topno bei der Beerdigung in Ranchi am Grab des Bischofs, der nach langer schwerer Krankheit verstorben war.

Belas Lakra wurde am 25.7.1939 in Koronjo, heute Distrikt Simdega, damals Distrikt Ranchi, geboren. Nach dem Abitur begann er zunächst eine Ausbildung zum Schmied, bevor er seine Theologische Ausbildung am

Lutheran Theological College in Ranchi anschloss. 1972 wurde er als Pfarrer ordiniert. Davor hatte er Gelegenheit, an einem Pfarrer-Training für »Urban Industrial Mission« in Durgapur teilzunehmen. Nachdem er einige Zeit in Tatanagar gearbeitet hatte, wurde er als Gemeindepfarrer nach Chaibassa versetzt. Danach folgten einige weitere Stationen, bevor er 1995 zum Bischof der Nordwest-Diözese gewählt wurde. 2001 dann wurde er Moderator der Gossner Kirche. Seinen letzten Atemzug tat Bischof Lakra in den Morgenstunden des 13. Januar.

Wieder zu Hause

Ende November sind sie nach drei Jahren aus Sambia nach Deutschland zurück gekehrt: Elisabeth und Reinhard Kraft. Die beiden haben trotz der oftmals schwierigen äußeren Bedingungen voller Elan und Engagement die Projekte der Gossner Mission in dem afrikanischen Land vorangetrieben, haben sich stets hingebungsvoll um die Menschen bemüht und waren für sie immer verlässliche Ansprechpartner und gute Ratgeber.

Alle ihre Verdienste aufzuführen, würde sicher zu weit führen (und wäre den beiden bestimmt auch gar nicht schlicht und einfach »Danke«). Wir wünschen Elisabeth und Reinhard Kraft von ganzem Herzen Gottes Segen – und dass sie sich gut wieder in ihrer Heimat einleben und uns weiterhin verbunden bleiben.

Indien

Krankenhaus feiert Jubiläum

Am 22. Februar wird in Amgaon das 50-jährige Bestehen des Urwaldkrankenhauses feierlich begangen. Zu diesem Anlass reist aus Deutschland eine Delegation an, zu der auch drei frühere Mitarbeiterinnen des Krankenhauses gehören: Schwester Ilse Martin, Ursula von Lingen-Senda und Monika Schutzka. Auch Mechthild Seeburg wird zur Delegation gehören. Neben weiteren Gästen aus Deutschland werden unsere Mitarbeiter in Indien, Ursula und Dieter Hecker, an den Feierlichkeiten im Amgaon teilnehmen. (Bericht folgt.)

Nepal

Handwerkerprojekt

Spannende vier Wochen warten jetzt auf die Männer, die unter Leitung von Kurator Heinz Friedrich zum Handwerkerinsatz nach Nepal starten: Schreinermeister Rolf Friedrich und Installateurmeister Udo Weiß aus Pforzheim sowie Elektroinstallateur Reinhard Köhler aus Pritzwalk wollen am Nepal Bible Ashram im Kathmandu-Tal verschiedene Reparaturen ausführen. Das Dach ist undicht, und eine Wand muss trocken gelegt werden – eigentlich keine schwierige Angelegenheit für echte Handwerker. Aber in Nepal herrschen andere Bedingungen als daheim, und zudem wollen die

vier auch den Studenten und Studentinnen einige Handgriffe beibringen, damit diese beim nächsten Mal selbst handwerklich tätig werden können. Beim Vorbereitungstreff in Stuttgart klärten die vier Männer nun die letzten Details der Aktion, die von der Gossner Mission und der badischen Landeskirche unterstützt wird. Zudem zahlen die Beteiligten einen Eigenanteil. Die Handwerker werden erst am 23. März wieder zu Hause sein. (Bericht folgt.)

Termine und Veranstaltungen

Kuratorium tagt

Die konstituierende Sitzung des Kuratoriums der Gossner Mission findet am Wochenende, 12./13. März, in Berlin-Schöneeweide statt. Die Amtszeit der Kuratoren und Kuratorinnen beträgt einheitlich sechs Jahre. Dem neuen Kuratorium werden elf gewählte sowie acht delegierte Mitglieder angehören. Zudem wurden stellvertretende Kuratoren und Kuratorinnen delegiert bzw. im vergangenen Herbst gewählt.

Gemeindebesuche

Im März kehren Ursula und Dieter Hecker für mehrere Monate aus Indien nach Deutschland zurück. Sie wollen dann auch Gemeinden besuchen und über ihre Arbeit, über verschiedene Problemstellungen und die Entwicklung der Adivasi-Theologie berichten. So besu-

chen sie u. a. zwischen dem 20. und 30. April Gemeinden in Ostfriesland.

Friedensmeditation

Anlässlich des ersten Todestages von Dorothee Sölle findet am Freitag/Samstag, 5./6. März, in Hofheim (bei Limburg) eine Friedensmeditation statt. »Aufstehen für den Frieden! heißt heute Aufstehen für die Gerechtigkeit, die die Grundbedingung für Frieden ist. Die Globalisierung von oben ist ein barbarisches System der Verelendung der Mehrheit der Menschen und der Zerstörung der Erde. Wir brauchen eine andere wirtschaftliche Globalisierung: von unten. Im Interesse der Erde, im Interesse der Ärmsten«, schrieb Dorothee Sölle 2001.

Ihr politisches und theologisches Handeln war durchdrungen von der Überzeugung, dass eine gleichberechtigte, solidarische Weltgemeinschaft möglich ist. Sie war vielen eine inspirierende Weggefährtin und eine spirituelle Weisheitslehrerin. Bei dem ökumenischen Projekt in Hofheim sollen ihre Impulse im Meditieren, im Schweigen, im gemeinsamen Gebet und im Dialog wirksam werden. Infos und Anmeldung: Exerzitienhaus der Franziskaner Kreuzweg 23, 65719 Hofheim Tel.: (0 61 92) 9 90 40 E-Mail: info@exerzitienhaus-hofheim.de

Wasser als Menschenrecht

Bei uns kommt das Wasser aus dem Wasserhahn, normalerweise

se in einer ganz guten Qualität. 1,2 Milliarden Menschen weltweit aber haben keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Viele von ihnen, besonders Kinder, sterben an den Folgen. Ist die Privatisierung der Wasserversorgung eine mögliche Lösung? Ist andererseits sauberes Trinkwasser nicht ein Menschenrecht? Diesen Fragen widmet sich eine Tagung des Ev. Kirchenkreises Schwelm und der Westfälischen Missionskonferenz am Freitag/Samstag, 19./20. März.

Infos und Anmeldung:
Pfarrer Thomas Bracht
Tel.: (0 23 39) 44 18

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout und Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Druckhaus am Treptower Park GmbH

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: gossner@t-online.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 100 602 37

Konto 139 300

Fotos:

Dieter Lorenz (4, 5) Hartmut Grosch (7), Dieter Hecker (8), Dorothea Friederici (11), Reinhard Kraft (12, 13), Axel Sperber (14), Ulrich Schlottmann (15), Michael Sturm (17), Ulrike Miede (18, 19), Renate Lehmann (24), Kirsti Kiravanen (25), Archiv der Gossner Mission

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Projekt

Hier geblieben! Ein Recht auf Bleiberecht.



Ibrahim ist Kurde. Nachdem sein Vater vom türkischen Militär festgenommen wurde, flüchtete er 1994 aus der Türkei zu seinem Onkel in Berlin. Bis zum Alter von 16 Jahren benötigte er keine Aufenthaltsgenehmigung. Er besuchte mit gutem Erfolg die Schule. 1996 wurde ihm die Aufenthaltserlaubnis versagt. Er sollte in die Türkei zurückkehren. Da ihm in seiner kurdischen Heimat politische Verfolgung drohte, stellte er einen Asylantrag. Im Juli 2001 machte er das Abitur. Mit Unterstützung des Flüchtlingsrates konnte Ibrahim im Herbst 2003 ein Studium aufnehmen und dabei von einer geänderten Rege-

lung der Senatsverwaltung profitieren. Ibrahim D. ist ein junger Mensch; er benötigt dringend eine Zukunftsperspektive – auch über das Studium hinaus.

Der Flüchtlingsrat Berlin engagiert sich daher gemeinsam mit Vertreter/innen der Kirchen, Wohlfahrtsverbände, Migranten- und Flüchtlingsorganisationen für eine großzügige Bleiberechtsregelung für langjährig hier lebende Flüchtlinge. Wer von Integration spricht, sollte sich auch dafür einsetzen, dass die Potenziale der Menschen, die bei uns Zuflucht gesucht haben, endlich genutzt werden; in ihrem Interesse und im Interesse der Gesellschaft.

Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 100 602 37
Konto 139 300
Kennwort:
Flüchtlingsrat Berlin

Jeder Einzelfall zählt und benötigt unsere Unterstützung.

Für weitere Informationen:
Flüchtlingsrat Berlin e.V.
Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin
Tel.: (0 30) 2 43 44 57 62
Fax: (0 30) 2 43 44 57 63
www.fluechtlingsrat-berlin.de
buero@fluechtlingsrat-berlin.de

